o. germ.
1492 g

Van der Bloom

pag. 137.

Gottfried van der Bloom.

ein Beytrag

zur Geschichte

des Reformations-Geistes

in unsern Tagen.

Leipzig,

in der Weygandschen Buchhandlung.

1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Gebrauch, daß man gewöhnlich erst seine Vorrede schreibt, wenn man mit dem Buche fertig ist, hat so wie immer alle andere, sein Gutes und sein Böses. Sein Gutes hat er für diejenigen Schriftsteller, die gewöhnlich nicht eher als am Ende des Buchs wusten, was sie hineinschreiben würden, und die also erst im Stande sind dem Publikum einige Rechenschaft davon zu geben. Sein Böses hat er für die, die am Ende des Buchs sich so ausgeschwatzt haben, daß sie in der größten Verlegenheit sind, was sie hervor-

bringen sollen, zumal da die wenigen Leser, die sich ja noch entschließen können eine Vorrede zu lesen, auch verlangen, daß man sie für ihren Entschluß und ihre Aufopferung schadlos halten soll; dabey die Herren Autoren sich gewöhnlich sehr schlecht helfen, und zur unerschöpflichen Quelle ihres Gesprächs zu ihrem Ich die Zuflucht nehmen; dadurch sie nur sich schadlos halten, daß sie vielleicht im Buche nicht viel Gelegenheit gehabt, aus dieser Quelle zu schöpfen, nicht die Leser, die dabey gar nichts verlohren hatten.

Man wird aus diesem Tadel schließen, daß ich es ganz anders machen wolle, aber dis sey fern; so ein Originalgenie bin ich nicht, um mir eine neue Bahn zu brechen, sondern ich will immer auf der gelehrten Heerstraße der Schriftsteller bleiben, ohne mich um die Nebenwege und Fußsteige zu bekümmern, selbst um den nicht, den noch neuerlich ein gemeiner Mann der Akademie der Inschriften zu Paris zeigen müssen.

Vorrede.

Also zur Sache, und das kurz.

Nicht die uneigennützigen Bemühungen aufgeklärter, und mit hinlänglichen Kentnissen dazu versehener Männer, bey ihrem Forschen nach Wahrheit und Glückseligkeit, selbst nicht den höchst vorzüglichen Irrthum des Mannes, der ohne Ansprüche an Aufsehen nur Neuerungssucht, bey seinem Forschen aus herzlicher guter Meinung von der gewöhnlichen und dabey zuweilen von der richtigen Bahn abkam, nicht dies ist es, was ich in diesem Buche habe tadeln wollen, eben so wenig als diese von den Orthodoxen, die mit voller Ueberzeugung ihres Glaubens ohne Intoleranz sich bey demselben zu erhalten und zu vertheidigen suchen. Aber das wird auch niemand leugnen, daß es sehr rühmlich wäre, wenn man Leuten, die, ohne den geringsten Beruf und Kentniß dazu zu haben, die Reformatoren machen und alles um sich her bekehren wollen, die alle, die andrer Meinung sind, verachten, und wenn sie nur könten, mit

größter Intoleranz verfolgten, wenn man diese ihnen selbst in einem Lichte zeigen könnte. daß sie etwas von ihrer Wahrheit argwohnten.

Wenn aber die Leute, wie stark zu vermuthen stehet — blind sind, und der Schriftsteller — wie ich nicht wissen kann, die Sache nicht recht zu zeigen versteht, dann — wehe ihnen und mir.

Gottfried

Gottfried van der Bloom,

---

eine Geschichte

zur neuen Reformationshistorie

kosmopolitischen Inhalts.

Fischersdorf den 16 Oct.

Lieber Hochheim.

Bald werde ich wieder bey Dir seyn — daß ich mich so angenehm als möglich über eine Sache ausdrücke, die mir eigentlich nichts weniger als angenehm ist. Du wirst sagen, daß Dir dies keine grosse Höflichkeit gesagt sey, allein nicht zu gedenken, daß wir darauf nie so gar ängstlich gedacht haben, uns Höflichkeiten zu sagen, so ist Dir doch auch bekannt, daß Nationen, die das Sterben nicht gern erwähnten, in diesem Fall zu sagen pflegten: er ist bey den Göttern, ohne daß es darum die Leute gewöhnlich angenehm gefunden hätten, zu den Göttern zu gehen.

Du wirst hier den Ersatz bestens bemerken, den ich Deiner Ehre geleistet, und mir also für den Rest dieses Briefs nicht übel nehmen, wenn ich Dir ganz unbefangen sage, wie ungern ich das Landleben wieder verlasse, dadurch ich so viel gewonnen habe. Denn durch diese ruhige Prüfung meines Lebens, deren ich in der Stadt nie fähig gewesen wäre, bin ich gewiß weiser und vollkommener geworden, als wenn ich alle Deine gelehr-

ten Bücher gelesen hätte, davon ich einmal nicht sonderlich hohe Idee habe, daß sie zum Wohl der Menschheit so viel beytragen; wenigstens fühl ich, daß ich ohne diese Einsamkeit, die meinen Vater wieder nach der Stadt treibt, nie auf diese innere und wirksame Ueberzeugung des Begriffes von Glückseligkeit gekommen seyn würde, über welche ich mich so sehr freue, und von der ich für mich so viel erwarte. Du wirst also selbst einsehen, wie wichtig mir ein Aufenthalt seyn muß, dem ich so viel zu verdanken habe, und wie unangenehm es mir seyn muß, ihn zu verlassen, gesetzt auch, daß ich jenen unangenehmen Schauplatz, welches ich mir schmeichle, ohne alle die Thorheiten wieder betrete, die mir ihn das vorigemal so verhaßt machten, und ohne alle die Geschäfte, die mir die viele Zeit hinwegnahmen, die ich nunmehr ganz auf meine Kultur wenden kann. Du siehest, daß dies ganz eine andre Bahn ist, die ich jetzo betrete, und daß ich gewiß von meiner Lage den besten möglichen Nutzen zu ziehen suche. Was mich noch am ersten mit dem Entschluß meines Vaters wieder aussöhnt, ist, daß er nicht wieder zurück nach Leipzig, sondern eben nach *** gehet, wo ich Dich wieder treffe, dem ich es gewiß nie vergessen werde, daß ich ihm den ersten Grund meiner Glückseligkeit, und die er-

sten Ahndungen von einem bessern Leben, als ich damals führte, zu danken habe. Doch genug für dismal, unsre Abreise geschieht unter den nächsten 14 Tagen, doch schreib ich Dir unsre Ankunft noch.

Leo Bloom.

* * *

Gottfried Bloom (sitzt und liest im Kirchen- und Ketzer-Allmanach.)

Leo Bloom (der zu ihm herein tritt und ihm die Hand küßt.) Guten Morgen lieber Vater! ich wünsche wohl geschlafen zu haben.

Gottfried Bloom. Guten Morgen mein Sohn! Nun wie stehts, bist Du parat?

Leo Bloom. Ja meinetwegen kann es nun jeden Augenblick fortgehen. Sie wissen wohl, bey mir, wenn etwas einmal geschehen muß, so bin ich gewiß nicht der letzte. Und man muß sich nur nicht die andern Fälle als möglich vorstellen, so findet man auch den existirenden nicht so unangenehm.

Gottfried Bloom. Ja ich hätte Dir gerne den Gefallen gethan, und wäre noch ein bisgen da geblieben, aber man ist hier gar zu weit von Buchläden, man bekommt alle die neuen Sachen

gar zu spät; und ich mag gern die Aufklärung mit ansehn, wie sie Stufe für Stufe fortgeht. Wer steigt nicht gern des Morgens auf einen Berg, um die Sonne aufgehen zu sehen, und sich früher an ihrem Lichte zu ergötzen, als die Bewohner des Thals. Ich habe jetzo vor Langerweile den Ketzerallmanach wieder hervorsuchen müssen, ohngeachtet ich ihn beynahe auswendig kann.

Leo Bloom. Das kann ich nicht begreifen. Denn es ist doch gar keine neue Idee darinnen entwickelt, kein noch unaufgeklärter Begriff klar gemacht.

Gottfried Bloom. Ey warum wolten nicht Begriffe klar gemacht seyn? sind nicht Leute in ihr wahres Licht gesetzt? Wenn es nur noch mit der neuen Orthographie geschrieben wäre. Denn das Buch hat manchem die Augen geöffnet. Es hat manchen klüger gemacht —

Leo Bloom. Ja lieber Vater, ich intereßire mich mehr für die Bücher, die mich selbst klüger machen; denn was ich aus einem Buche für Nutzen ziehe, das weis ich, auch aus dem schlechtesten, aber was andre Leute daraus ziehn, ist mir Problem, und diese lieb ich nicht, wenn sie nicht aufgelöst sind. Da lob ich mir Sulzer, Mendelsohn — solche Leute les ich, Meiners und Eberhard —

Gottfried Bloom. Ja der, der von der Seligkeit der Heiden geschrieben hat? freylich, die Leute haben Ideen klar gemacht, auf welche niemand im Traume gefallen wäre, ein Steinbarth! ein Barth! — was haben die Leute nicht vor Begriffe in die Welt gebracht! es hätte sie sonst niemand geahndet, und diese haben sie bewiesen.

Leo Bloom. Das muß ich nun gestehen, Untersuchungen der Art laß ich an seinem Ort gestellt seyn, denn alles das hat keinen Einfluß auf meine Handlungsart; keine Parthey wird bestreiten, daß man moralisch gut seyn soll; und nach meiner Ueberzeugung ist Tugend Glückseligkeit, und Glückseligkeit mein erstes Studium; was mich also darinnen weiter bringen kann, das intereßirt mich, was aber darauf keinen Einfluß hat, das bekümmert mich weiter nicht. Ich werde also da schwerlich jemals Parthey nehmen.

* * *

Henriette Pol. Julie, ihre Schwester.
Referendarius Hochheim.

Henriette. Nun wir bekommen hier auch eine neue Nachbarschaft. Es zieht ein Fremder aus Holland her.

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung, es ist ein — bald hätt' ich gesagt, ein blosser Deutscher, aber ich widerrufe und sage, es ist sogar ein Deutscher.

Henriette. Ich schloß es aus seinem Namen, er heist van der Bloom.

Hochheim (mit Achselzucken.) Ja, aber vor drey Jahren hieß er noch Gottfried Blum, und war Material-Händler zu Frankfurt. Aber seit dem ein Verwandter von ihm in Batavia gestorben ist, und ihn in ein Vermögen von 20000 holländischen Gulden zum Erben eingesetzt hat, ist er eben so wenig mehr ein Kaufmann als ein Deutscher.

Julie. Das ist immer patriotisch, daß er es nicht will auf seinem Vaterlande sitzen lassen, so einen Narren hervorgebracht zu haben.

Hochheim. Es ist ein ganzes Original! —

Henriette. Hat er Familie?

Hochheim. Niemand als einen Sohn, durch den er mir eben bekannt worden ist. Ein Mensch von wahren Fähigkeiten, der aber das Unglück gehabt hat, daß er von Jugend auf der Klügste unter seiner Familie und in seinem Zirkel gewesen ist; dies giebt ihm freylich ein ziemliches Zutrauen in seine Einsichten und in seine Talente, indessen ists ein Mensch, der ungemein viel Gutes und

Solides hat; wenn er, wie ich hoffe, von seiner Selbstgenungsamkeit zurück zu bringen ist.

Julie. Siehst du Jettchen, da haben wir ein hübsches Vis a vis.

Hochheim. Allerdings!

Julie. Nun das wird etwas Prächtiges werden! — da laß ich mir aber einen Schirm vor die Augen machen!

Henriette (mit einem sanften misbilligenden Tone.) Und auch einen vor den Mund! liebe Schwester!

Julie. Oder Du Dir einen vor die Ohren! was hast du nun dagegen, wenn ich meine Augen bewahren will?

Henriette. Herr Hochheim hatten gar nichts davon gesagt, daß Deine Augen in Gefahr seyn würden, wozu also der witzige Einfall von einem Schirm davor?

Julie. Dazu, daß ich einen Einfall sage, Mamsell Professorin. Unser eins hat nicht die Einfälle immer, wenn man sie braucht, man muß sie also nehmen, wenn man sie hat.

Hochheim. Ha, darum find ich, daß Sie sie ziemlich oft nehmen! — da sind Sie entschuldigt!

Leo Blom. Hochheim (sitzen auf einem Sopha und trinken Schokkolade.)

Hochheim. Uebrigens hoff ich doch, Du wirst auch hier eingewohnen?

Leo Bloom. Ach wegen des Eingewohnens! ich wolte wohl in Kamtschatka so gut als in Paris eingewohnen.

Hochheim. Ohne daß ich weiter untersuchen will, für welches von beyden Du uns hier rechnest — das erstere wolt ich mir am meisten verbitten — so weis ich doch nicht, ob es in Kamtschatka viel solche Sopha's und solche Schokkolade giebt. Steller und Pallas fanden schon, daß sie alle wurden, ehe man dahin kommt.

Leo Bloom. Wilst Du denn behaupten, daß Sopha's und Schokolade so wesentlich zur menschlichen Glückseligkeit gehören?

Hochheim. Dies war wohl eine Sophisten Frage. Ob sie schon auch Seneka würde aufgeworfen haben; indessen müssen wir erst eine andere berichtigen, und das ist die: was rechnest Du für Glückseligkeit?

Leo Bloom. Befreyung von unangenehmen Empfindungen.

Hochheim. Das ist gerade, als wenn Du einen, der keine Schulden hat, für reich erklä-

ren woltest. Ich glaub auch gar nicht, daß jetzo viele verschiedener Meinung darüber seyn werden, denn ohnstreitig ist Glückseligkeit wohl das Uebergewicht der angenehmen Empfindungen über die unangenehmen.

Leo Bloom. Nun und dies angenommen, was thut dies zu unserer Frage, ob man sich in Kamtschatka so wohl befinden könne als hier?

Hochheim. Sehr viel. Denn wenn es hier mehrere Gelegenheiten giebt, angenehme Empfindungen zu haben als dort, so kann man sich hier besser befinden als dort. —

Leo Bloom. Welches ich durchaus läugne, denn das Elend der Menschen wächst mit ihren Bedürfnissen — ist es nicht schon durch die sogenannte Kultur der Welt tausendfältig worden? ist nicht der Glückseeligkeit jetzo weit weniger?

Hochheim. Das ist gerade, als wann ich sagen wolte, daß seit der grossen Vermehrung des Goldes und Silbers und der andern grossen Hülfsmittel der Cirkulation in der Welt, des Reichthums weniger geworden wäre! die Fälle sind einander durchaus gleich. Ich gebe zu, daß die privat Schulden aller Einwohner eines Staats vor 1000 Jahren gegen die jetzigen privat Schulden derselben gerechnet, nicht den 100sten Theil ausmachen; aber wer wolte darum behaupten,

daß der Reichthum in dem Staate abgenommen habe? die Summe der Empfindungen ist über alle Maassen gestiegen, aber gewiß auch das Verhältnis der angenehmen gegen die unangenehmen. — Doch ich finde, wir werden mächtig abstrakt!

Leo Bloom. Durch Epikureismus, das ist das Sonderbarste. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Du so einer von der Heerde wärest.

Hochheim. Ja wir sind immer alle irgend von einer, warum solt ich nun nicht von der seyn, die nach der Schockolade und den Sopha's läuft? wo man so gute Gesellschaft antrift. Auch weis ich jemand, der sonst noch etwas mehr als Epikuräer war.

Leo Bloom. Nicht zu läugnen, aber eben darum bewundre ich die Prävarikation, mit der Du jetzt gegen deine ehemalige Parthey dienst.

Hochheim. Fürs erste darum, weil bey Dir der heil. Nikolaus zu viel geholfen hat, und Du auf deinem neuen Pferde noch nicht ins Gleichgewicht bist; und denn, weil man unter gewissen Einschränkungen immer mit dieser Heerde gehen kann.

Leo Bloom. Selbst das voraus gesetzt, so find ich schon das nicht in meinem Geschmack, unter einer Heerde zu gehen. Ich gehe lieber allein.

Hochheim. Lieber Freund, wenn Du einmal herum fragen woltest, so würdest Du der Alleingänger so viel finden, daß Du unter keine größre Heerde gerathen kannst als unter die — und eine Heerde, daran Du nicht viel Freude haben wirst.

Hier trat Herr Gottfried Bloom ins Zimmer. Eine lange hagere Figur, die man zur Noth für Sebaldus Nothanker genommen hätte. Als er noch Gewürzkrämer war, hatte ein ehrwürdiger Stutz sein krauses Haar bedeckt, und sogar die Reise nach Holland zu Erhebung seiner Erbschaft, und wieder zurück mit ihm gemacht, allein so wie nachher Sebaldus Nothanker ihn zum Kirchenreformator begeisterte, war er eben so sehr gegen die Stutz-Perücken als gegen die Offenbarung Johannis, und weil doch eine Beutel-Perücke wenigstens mit jener in Verwandschaft stehet, so verwarf er auch diese, und sammlete noch in seinem vier und funfzigsten Jahre seine wenigen Haare in eine philanthropinische Locke, so wie seinen Glauben ins bahrdtische Bekentniß, welche kahle Tracht wirklich seinen magern unansehnlichen Körper so schlecht stand wie seiner Seele, so sehr beyde sonst durch die Personen gewinnen, die sie produziren.

Er hatte so eben ein Buch erhalten, dies hies: Allerneueste Musterung der kanonischen Bücher, und die herzliche Freude, die er darüber empfand, daß darinnen alle Bücher der Bibel bis auf einige Stellen der Evangelisten, die aber auch noch cum grano salis verstanden und ausgelegt wurden, und einige paulinische Episteln so rein aus der Reihe bedeutender Bücher weggefegt waren, übermannte ihn so sehr, daß er sich nicht länger in seiner Stube halten konnte, sondern eilte, seine Freude auch weiter mitzutheilen. Nun hatte er zwar Hochheim über diese Materie nie zur Sprache bringen können, aber das konte von ohngefähr sich so getroffen haben, und so ein hübscher aufgeklärter Mensch, war doch immer voraus zu setzen, muste eigentlich nothwendig seiner Meinung seyn; es konnte doch also nicht ohne Wirkung bleiben, wenn man ihn mit zur Theilnehmung an diesem grossen Freudenfeste aufforderte.

Allein da hatte sich Bloom sehr schlecht addressirt, denn Hochheim war so ein ganz eigner Mensch, daß er seine Ueberzeugung für eine Schüssel hielt, von der er ganz allein sich zu nähren hätte, so allgemein auch sonst die Begierde ist, die ganze Welt darauf zu Gaste zu bitten, ja sogar an einigen Orten die Köpfe abzuhauen, denen sie nicht zu Halse will.

Ob diese Gastfreyheit allezeit Großmuth und Menschenliebe oder selbstsüchtige Eitelkeit ist, mag ich nicht untersuchen, ohngeachtet ich mich wohl zu behaupten getrauete, daß es gewöhnlich eben so wenig Großmuth als menschenfeindliche Begierde, ganze Schaaren zu vergiften, sey, wie man auch manchem nicht ohne Härte Schuld giebt, wenn sie ihre Fragmente oder gar ihre Natur Systemen auftischen, sondern eben dieselbe Eitelkeit, die zuweilen Antifragmente und Theodiceen hervorbringt. Fern sey es, daß dieses ein Vorwurf für die letztere seyn sollte; wer mit mir über die ersten Springfedern der menschlichen Seele eines Glaubens ist, wird finden, daß ichs damit nicht böse gemeint hatte, denn ich halte immer mehr von dem, was wir uns selbst gegeben, als von dem, was wir von der Natur empfangen haben, und da hat es wenigstens den Anschein für die Direktion der Kraft, und gewiß nicht für die Kraft selbst. Auch bin ich sicher nicht der, der mit seinem Schmetterlingsflügel Leibnitzens Adlerschwinge zerschlagen will!

Doch Sie verzeihen, meine Herren, daß ich Sie so lange allein gelassen.

van der Bloom fieng an:

Haben Sie die neueste Musterung der kanonischen Bücher noch nicht gelesen, Herr Hochheim?

Nein, sagte Hochheim, mit nicht mehrerer Theilnehmung als nöthig war, um das dringendste Bedürfniß der Höflichkeit zu befriedigen; nein, solche Bücher kommen mir nicht vor.

Van der Blom, der die Sucht hatte, von seiner Ueberzeugung Bankets für die ganze Welt zu geben, nahm dies gar nicht dafür, wofür es gegeben war, nemlich für ein höfliches: Ich bin schon versagt! wodurch man gewöhnlich einer unwillkommenen Einladung antwortet, sondern blos für ein kleinstädtisches: Ach ich will sie nicht inkommodiren; er ward also dringender:

O lesen Sie's doch!

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung, ich menge mich nie in theologische Streitigkeiten, wozu sollt ich also so ein Buch lesen?

Ha! fieng van der Bloom an, und glaubte eine Mine springen zu lassen, dadurch seine Neutralität in die Luft gehen sollte: Sie werden sich um Glauben wohl gar nicht viel bekümmern?

Ich bitt um Verzeihung, versetzte Hochheim, der doch fand, daß er mit seinem Operationsplane, der zur Zeit bloß auf ein Defensivverfahren gieng, nicht auskäme; das ganz und gar nicht, aber weil ich Jurist bin, und nicht die Kentnisse habe, solche Bücher zu prüfen, so glaube ich was

die

die Kirche glaubt, denn ohne gehörige philologische, kritische und andere Wissenschaften, die zu erlernen das ganze Leben eines Menschen kaum hinreicht, kann man nicht neues Licht in die Sache bringen, und vollends ohne Sprachkenntnisse redet man davon, wie der Blinde von der Farbe.

Van der Bloom fand nun, daß seine Mine eine sehr unglückliche Wirkung gehabt hatte. Denn obgleich die feindliche Stadtmauer in die Luft geflogen war, so hatte sie doch seine eigenen Leute verschüttet. Hochheim war indessen der Mensch nicht, der irgend jemand hätte können in der Verlegenheit lassen, in welcher van der Bloom nunmehr augenscheinlich gewesen wäre, wenn Hochheim durch Stillschweigen ihm die Entschuldigung, daß er ohne alle diese Kenntnisse dennoch darüber urtheile, oder die Lüge, daß er sie besitze, abgenöthigt hätte; er fuhr also, ohne diesmal jemand, der sonst immer selbst gern sprach, das Wort wegzunehmen, fort:

Wenigstens bin ich nunmehr auf den Köhlerglauben zurück gekommen, seitdem ich gefunden habe, daß man (vornehmlich in einer Sache, die spekulativ, oder übrigens nicht ganz unsern Fähigkeiten angemessen ist) recht aufrichtig überzeugt

seyn, und doch hinterher das Gegentheil wahr finden kann.

Ha! ich merke schon, die Orthodoxen haben Sie geweihet, Sie haben die Salbung! Sie nehmen die Vernunft gefangen unter die symbolischen Bücher! und bevölkern die Hölle tapfer mit uns armen Heterodoxen —

Aber lasse sie in Frieden, so lange sie leben, und verlange nicht mehr von ihnen, als Gleiches mit Gleichen zu vergelten.

Hier fieng bey Bloom eine von den Federn an zu wirken, die gewöhnlich bey jedem Streite mit im Spiel ist; es ist die eigenliebige Neigung, jede Idee eines andern, die uns unrichtig vorkommt, über die Hälfte, mit Wissen und Willen, uns noch unrichtiger und widersinniger vorzustellen; weil wir schon das nicht vertragen können, daß unser Recht auch nur zweifelhaft sey, und weil wir wollen, daß der, der anders sagt als wir, eine auffallende und augenscheinliche Abgeschmacktheit sage. Daher dies gegenseitige Aufbürden von Gesagten, vom Catheder bis zur Heringstonne, welche beyde Bühnen ohnedies zuweilen nicht weit auseinander zu stehen scheinen. Also anstatt dies für eine gute Lehre zu nehmen, daß man die Leute, so lange sie leben, in Frieden lassen sollte, und daß Hochheim sich gar nicht die

Mühe nähme, auf seinen obigen Satz zu antworten, antwortet er:

Recht offenherzig! in der That! daß Sie es eingestehen, daß Sie mit uns die Hölle bevölkern!

Hochheim lächelte, weil er sich nicht die Mühe nahm zu antworten; aber van der Bloom, dem noch ein Witz drückte, bemerkte das weiter nicht, sondern weil seine ganze Seele noch oben an dem Worte Orthodoxen hieng, das er sich immer nur aus der deutschen Grundsprache her etymologisirte, und da gewisse Schallesähnlichkeiten fand, antwortete nichts, sondern fuhr fort:

Hm! die Orthodoxen, die Orthodoxen! wissen Sie wohl, wo das Wort herkommt? Er sagte dies mit einem Tone, der verrieth, daß er selbst die Antwort sagen wolte, und den Hochheim bat, daß er es nicht etwa thun sollte: aber Hochheim verstand dies nur zu gut, und war zu sehr feind von Wortspielen, zumal wenn sie eben so elend als ängstlich gesucht waren, er antwortete also ohne Barmherzigkeit:

Wenn ich gleich nicht stark im Griechischen bin, so viel weis ich doch. Uebrigens thut die Benennung hier so viel nicht zur Sache.

Nun ward auch der junge Bloom dieser Disputation überdrüßig, bey welcher sein Vater so eine nachtheilige Rolle spielte, und mischte sich

ins Gespräch, und leitete es auf andere Gegenstände. Dies war nun nicht, was Bloom den Vater unterhalten konnte, er gieng also bey guter Zeit; und weil indessen Hochheim ans Fenster gegangen ist, so begrüßt er sich mit Henriette und Julie Pol, die gegen über am Fenster sind.

Leo Bloom. Ha! ha! und dergleichen möchte vielleicht auch in Kamtschatka nicht vorfallen!

Hochheim. Auch wahr! und auch der Mangel solcher Gesellschaft wäre ein Grund, warum ich es nicht zu meinem Lieblingsaufenthalt wählte.

Leo Bloom. Für mich gewiß keiner.

Hochheim. Lieber Freund! Du bist ja ein unbändiger Philosoph worden!

Leo Bloom. Lache nur! Du weist gar nicht, wie ich über alle die Frivolitäten denke, daran ich sonst so vielen Antheil nahm.

Hochheim. Seit? —

Leo Bloom. Seit meinem Aufenthalte in Fischersdorf.

Hochheim. Nun wenns nur nicht länger ist, so hoff ich, die Krankheit soll noch nicht unheilbar seyn.

Leo Bloom. Offenherzig zu gestehn, hätt ich Dich nie für einen solchen Gönner der Frivolitäten gehalten.

Hochheim. Hab ich mich nicht auch für Soliditäten intereßirt? Hab ich nicht für die Sopha's und Schokkolade gestritten?

Leo Bloom. Ach Ew. belieben zu scherzen mit Ihrem unterthänigen Knechte!

Hochheim. Weniger als Ew. Hochweisen es glauben! wenigstens will ich Dir hiermit das Prognostikon stellen, daß noch Zeiten kommen werden, wo sichs Deine Philosophie um einige Töne tiefer wird gefallen lassen.

* * *

Jakob Pol. Julie, Henriette, seine Töchter.

Julie. Es ist schon auf drey Tage, daß sie hier wohnen.

Pol. Hm! ist nicht möglich! aber so gehts, man hat den Kopf so voll! die verfluchte Geschichte von den Arnold — auf den hätt ich Häuser gebaut! meinetwegen hätte können der grosse Mogul uns gegen über ziehn —

Henriette. Lieber Vater, bleiben Sie doch bey uns auf deutschen Grund und Boden!

Pol. Nicht wahr, und laß die Engländer in Amerika hausen, und unterjochen, und tyrannisiren, so viel sie Lust haben! — bloß, um zu wis-

sen, ob jemand in unsre Nachbarschaft gezogen ist? — Hm! van der Bloom! — das ist ja ein Holländer, was muß der doch für Spekulationen hier haben — ist er ein Kaufmann? —

Henriette. Gewesen, er handelt aber nicht mehr; er lebt blos von seinen Renten. . .

Pol. Ha ha! das kenn ich schon! da ich noch bey meinem König war, war gerade der Fall; aber das waren Emissärs — Spions möchte man sagen. Solche Auspasser —

Julie. Da thun Sie ihm zu viel! es ist ein unschuldger Narre —

Jakob Pol war der gröste Politikus, den Deutschland seit Bremer von Bremerfelds sel. Hintritte hervorgebracht, und der so sehr Patriot war, daß er keine Nation um einen Vorzug beneidete, von dem stolzen Spanier bis zu dem genügsamen Kroaten, ausser die Engländer, um den politischen Nationalgeist mit dem bey ihnen von den Wollsäcken des Parlaments bis zu der Bergere im Theezimmer alles vollgestopft ist, und der den grösten Theil der Konversation umher treibt, wie bey uns in Deutschland Wind und Wetter. Dabey war er ein erklärter Antiministeriale, wie jeder ächter Patriot seyn muß, und wie auch der schon gedachte grosse Politikus in reichem Maasse war. Dies gieng so weit, daß seit

der unglücklichen Theegeschichte zu Boston seine Töchter nicht einmal mehr Thee trinken durften, so sehr es auch zum guten Ton gehört, sich mit Thee den Magen zu verderben, und so unbedingt gerne sonderlich die eine davon alles mitmachte, was guter Ton war.

Dieses grosse Steckenpferd abgerechnet, war Pol ein sehr unbedeutender Mann, der sich an dem Hofe eines Fürsten durch Lakeyendienste ein sehr ansehnliches Vermögen, und so lange er sich noch an dem Hofe aufhielt, bey den mehresten Leuten den Adel erworben hatte, den er aber doch wieder muste fallen lassen, als grosse Veränderungen an dem Hofe ihn nöthigten, seinen Aufenthalt zu verändern, und sich zu begnügen, sein adliches Vermögen mit bürgerlichen Namen davon zu bringen.

* * *

Konzert.

Leo Blom und Hochheim sitzen in einer ziemlichen Entfernung. Henriette und Julie Pol gegen über.

Hochheim (zu Blom.) Abermals etwas, das man in Fischersdorf nicht hatte.

Leo Bloom. Und warum man sich doch in Fischersdorf nichts schlechter befand.

Hochheim. Nun das gehört mit zu dem schon abgehandelten Kapitel. (Indem er nach Henrietten sieht, bey sich, unruhig und schwankend.) Immer scheint ihr Auge hier zu seyn — und doch, wenns auf Bloom gienge? — es ist blos Neugier, den Fremden zu sehen. Und denn — es sey das eine oder das andere — doch sie kann ja nach zehn andern Gegenständen sehn, wer unterscheidet das auf diese Entfernung. — Sie scheint sich gern mit mir zu unterhalten — ich scheine mir ein Narr zu seyn, der sich gerne etwas einbildet! — Liebe ist aller Thorheit Anfang, und ich bin nahe an Liebe! —

Leo Bloom. Wer ist denn da die Figur uns gegen über in der Rosa Salope mit dem blonden Haar?

Hochheim. Kennst Du sie denn nicht?

Leo Bloom, Wen solt ich hier kennen? — Ist es etwa die mir gegen über?

Hochheim. Richtig! und die andere neben ihr ist ihre jüngere Schwester.

Leo Bloom. (bey sich, nachdem er wieder einige Zeit still gesessen, und von Zeit zu Zeit nach Henriette Pol gesehen hatte.) Was das sieht! was das guckt! — dies ist denn nun wohl nach mir! Mein Vater

hat nicht so unrecht, daß er sich einen fremden Namen gegeben hat: denn ich will wetten, ich bekäme zween Blicke gegen einen weniger, wenn ich einen ehrlichen deutschen Namen hätte! —

Henriette (bey sich, indem sie betroffen die Augen niederschlägt.) Immer wieder bey ihm! und immer wieder bey ihm! — Himmel, wenn er dies bemerkte! wenn er dies sehen könnte! — und doch scheint sein Auge immer hierherwärts gerichtet! — und dies allemal, wenn wir zusammen sind! — ach, wie gern die Thorheit sich schmeichelt! und ich bin in eine Thorheit verfallen! — in eine grosse Thorheit, aber gewiß in eine verzeihliche! — —

Pause.

(Alles steht auf und geht durcheinander.)

Jakob Pol und Gottfried van der Bloom,

(die neben einander stehen und reden.)

Pol. Nun seyn Sie nur so gütig und halten hübsche Nachbarschaft! es kommen nun die langen Winterabende, und da können wir etwa eins zusammen schwatzen!

Bloom. Sehr wohl! es geschieht jetzt viel Merkwürdiges in der Welt! da hat man Stoff

genung, und noch die künftigen Geschichtbücher werden Stoff genung haben.

Pol. Ja wohl, ja wohl! nur noch jetzo der Streich von Arnolden!

Bloom. Da haben Sie recht, was das vor eine Revolution nach sich zieht! was es dadurch Licht wird!

Pol. Sie meinen nehmlich, daß man sieht, auf welche Seite sich die Rechtschaffnen, und auf welche sich die Schurken halten.

Bloom. Nun ich muß sagen, bey der Art Leute hab ich in meinem Leben nicht viel Rechtschaffenheit gesucht, aber daß gerade ein gemeiner Mann, ein Müller, muß einem Könige die Augen aufthun, das ist ein neues Beyspiel, wie oft grosse Begebenheiten durch kleine Ursachen bewirkt werden.

Pol (nach einem zweifelhaften Nachdenken.) Aber so gefährlich ist der Streich doch gewiß nicht, den er den Amerikanern versetzt.

Bloom. Wer denn?

Pol. Eben der General Arnold.

Bloom. Ach der General — wie ich redete vom Müller Arnold und von der Reforme des Justitzwesens im Preußischen.

Pol. So bitt ich um Verzeihung, daß ich Sie ganz falsch verstanden.

Bloom. Ja, mit den Kriegshändeln, da laß ich mich nicht ein. Mir liegt nur daran, daß die Welt hübsch aufgeklärt und weise werde, und da so viele Dinge einer Reform bedürfen, so freu ich mich über jede.

Hier machte sich nun der tapfre Ritter van der Bloom den Umstand zu Nutze, daß er mit seinem Rosse es über seinen Gegner so weit vermogt, daß er ihn, da sie so unversehener Weise auf einander stiessen, gänzlich aus dem Sattel geworfen, und tummelte sein Gaul noch lange triumphirend auf dem Kampfplatze herum. Auch war Pol noch viel zu sehr Hofmann, als daß er sich hätte sollen merken lassen, daß der Sieg seines Gegners über ihn bloß der Sieg der Unbescheidenheit über die Bescheidenheit sey; indem es bloß bey ihm gestanden hätte, seine politische Kannengiesserey so durchzufechten, wie Bloom seine kosmopolitische.

Der jüngere Bloom hatte indes mit nicht weniger Weisheit, aber nicht so weit hergeholten Spekulationen angefüllt wie sein Vater, nebst Hochheim sich in die Nähe von Pols gewandt; die Vermuthung, daß Henriettens Augen auf ihn gerichtet wären, die seine warme fruchtbare Eitelkeit zur Gewißheit ausgebrütet, machte, so irrig sie war, ihn hauptsächlich auf diese Augen

aufmerksam, und Julie, die gar nicht die Person war, die zuletzt bemerkt zu werden liebte, nahm dies für nichts weniger als für eine Kriegserklärung auf. Die Ungezwungenheit und unverstellte Aeusserung einer vorzüglichen Aufmerksamkeit auf Henrietten, hatte noch ausserdem die doppelte Folge, daß sie nicht nur Hochheim von der Thorheit seiner Hofnungen, Henrietten zu interessiren, überzeugte, sondern auch, weil dieses sein Benehmen gegen sie um so viel furchtsamer und zurückhaltender machte, Henrietten in Ansehung seiner in gleiche Ungewißheit und Zweifel stürzte.

(Nachdem alles seinen Platz wieder eingenommen.)

Henriette (vor sich nieder sehend.) Fühlt ich nicht gleich die Thorheit? — konnte mir mit eitlen Hoffnungen schmeicheln? — o Henriette, wie bist du gedemüthigt! — nicht daß ich es für Schande hielt, einen Mann zu lieben, am allerwenigsten einen Hochheim, aber so voll alberner Romanengrillen, sobald einem einer gefällt, sich einzubilden, daß er sich auch in uns verliebt hat, und wenn er nur die Augen aufthut, zu glauben, daß er blos nach uns schmachtet — und ihn davon durch einen betroffnen Blick benachrichtigen — vortreflich! Und wie war er auch, als er

in der Pause hier stand? — sagte nicht jede seiner kalten Mienen, jeder zurückhaltende Ton: Sie scheinen sich geirrt zu haben! — das muß mich in einen herrlichen Credit bey dem Manne gesetzt haben. — (nach einem tiefen Seufzer) Sollte da nicht mehr gekränkt seyn als meine Eitelkeit? ich eine Närrin in Hochheims Augen? —

Leo Bloom. Hochheim.

Leo Bloom (indem er immer noch nach Henrietten hinsieht) Aber höre, das ist kein unrechtes Geschöpf, die Rosa Salope mit dem blonden Haar.

Hochheim. Dafür hat sie auch niemand ausgegeben, aber ihre jüngere Schwester ist im Grunde noch hübscher!

Leo Bloom. Offenherzig zu gestehn, ich habe mir nicht die Zeit genommen, diese zu betrachten.

Hochheim. Ey ey! so ganz warst Du mit ihrer Schwester beschäftigt?

Leo Bloom. Nein das nicht, aber Du weist, daß ich mich jetzt nicht so empreßire, die Cour zu machen.

Hochheim. Aber der andern hast Du sie also gemacht?

Leo Bloom. Was das gleich vor eine Konsequenzmacherey ist! —

Hochheim. Und vor ein Geplaudere, dabey man nichts von der Musik hört! — (nachdem beyde lange geschwiegen, und Hochheim blos vor sich nieder gesehen hat; bey sich) Nicht die Augen wag ich aufzuthun? — diesmal war meine Eitelkeit schön belohnt! (indem er verstohlen hin nach Henrietten geblickt hat) Ha! sie hütet sich, hierher zu sehen! sie fürchtet, meine thätige Eigenliebe und Eitelkeit möchte es auf mich deuten! O über alle Thorheiten der Menschen! und über die reichste ihrer Quellen, die Eitelkeit!

* * *

Gottfried van der Bloom hatte eben Lüdcke über Toleranz und Gewissensfreyheit aus den Händen gelegt, und seine Seele stand hoch aufgerichtet in ihm, schaute umher in ihrer lichten Sphäre, und fand natürlicher Weise ausser ihr alles dunkel und nicht des Sehens werth. Voll solcher hoher Toleranzgefühle trat er zu seinen Sohn ins Zimmer, bey welchen so eben ein alter Universitätsbekanter war, denn der junge Bloom hatte, ohngeachtet er Kaufmann war, viele akademische Bekanntschaft gehabt; dies war ein Männchen, welches mit dem Dannhauerus, Gerhardus und Sebastian Schmidt eben so be-

kannt war, als mit Edelmanns Schriften und Leßings Fragmenten, oder mit Tindal und Morgan, und der übrigens auch in seinem Aeusserlichen sich eben so weit von dem Pedanten als von dem jetzt nicht minder gewöhnlichen und nicht minder unerträglichen theologischen Hasenfuß entfernte; weil er aber in seinem Ornate war, so ahndete schon van der Bloom ein Abentheuer, und er glaubte seinen Mann gefunden zu haben, wie Donkischot bey der Windmühle, setzte sich auf seinen Rosinante zurecht, und legte die Lanze ein, welches aber zu seinem Unglück nur eine schwarz angestrichene Theaterlanze war, die freylich bey Lampenschimmer einer Bloomischen Vernunft sehr eisern, aber bey einigen Tageslicht des Menschenverstandes jämmerlich hölzern und gebrechlich aussah. Leo Bloom erschrack schon bey seinem Eintritt, weil sie unglücklicher Weise eben in einem Gespräche begriffen waren, von welchem der wackere Ritter mit einem Satze auf sein Steckenpferd konnte; denn sie sprachen vom Philantropin zu Heidesheim, dabey es denn nicht fehlen konnte, daß Bahrdt muste erwähnet werden. Leo machte zwar, indem er seinem Vater in die Stube treten sah, noch einen Seitensprung, um von diesem Wege abzukommen, aber alle Wege führen nach Rom, und alle Gespräche auf unsre

Lieblingsidee. Bornheim, so hieß der junge Geistliche, hatte eine kleine Reise gemacht, die sie eben mit ihrem Gespräche nach Heidesheim geführet hatte, Leo nahm also gleich Gelegenheit, um von dem vorigen Gespräch abzukommen, und fragte, so wie die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen zwischen seinem Vater und dem Fremden vorbey waren, diesen über seine Reise durchs Mecklenburgische. Aber hier kam er aus dem Regen in die Trause, denn die Ideenverbindung zwischen Lüdcke, den er so eben gelesen hatte, Hermes und dem Mecklenburgischen war bey Gottfried van der Bloom so lebhaft, daß er nicht umhin konnte, sogleich auszubrechen:

„Durch Mecklenburg sind Sie gegangen? Hat Sie denn da nicht die heilige Inquisition ergriffen?

„Die heilige Inquisition? wie so? „

„Ha! Sie halten sich wohl mit zur Lade der Orthodoxen, darum ists natürlich, daß Sie nicht aufgehoben werden. „

Bornheim hatte zwar nicht das Talent der Grobheit, welches ein ganz eignes und zuweilen nicht unebenes Talent ist, sonst hätte er ihm geantwortet, was ihm sogleich durch den Kopf fuhr, und das war, daß dieses stark nach der Kramerinnung schmecke; indessen fand er doch gleich,

gleich, mit wem ers zu thun hatte, und weil er dieses Benehmen des Hrn. van der Bloom nicht sonderlich artig fand, so nahm er sich vor, auch vorkommenden Falls ihm etwas Starkes zu sagen.

„Das weis ich weiter nicht, wo diese stehet, sonst aber muß ich sagen, die Fremden ließ man da alle ruhig ihre Strasse ziehn, und niemand fiel sie an. „

Van der Bloom, dem dieses zu sein gegeben war, fuhr fort:

„Nun so muß jetzt die orthodoxe Parthey einen Stoß bekommen haben, da man ordentlich sicheres Geleit dahin hat. „

„Nicht daß ich wüste; das macht aber, sie haben noch nicht das Toleranzsystem unsrer neuen Reformatoren angenommen. „

Dies verdroß Bloom, er fieng also mit einem Tone, daraus man sahe, wie nah ihm das gieng, hitzig an:

„Mit Verlaub, diese neuen Reformatoren strafen aber doch nicht gleich alle, die nicht ihrer Meinung sind, mit ewigen Höllenfeuer, wie ihr Herren Orthodoxen?

„Ich bitt um Verzeihung, sagte Bornheim mit einem kalten witzigen Lächeln, daß sie sich der Höllenstrafen gegen die Orthodoxen nicht bedie-

nen, geschieht bloß aus Ungedult — es währet ihnen zu lange, ehe das kommt, sie schieben sie lieber auf der Stelle in das Fegefeuer ihres beissenden Witzes und ihrer überströmenden Galle. Uebrigens setz ich voraus, daß Sie eben so wenig zu den neuen Reformatoren gehören, als ich zu denen ihnen unglücklicher Weise höchst misfälligen Orthodoxen, sonst würd ich nicht so frey gewesen seyn, so ungezwungen meine Meinung zu sagen.„

Punctum würde hier Puff van Vlieten gesagt haben; wenigstens schnitt dies van der Blooms schöne Rede, die er aus seiner Lektüre des Lüdecke mitgebracht hatte, so gerade ab, daß eine zwo Minuten lange Stille erfolgte, als Bornheim fertig war; und von dem ältern Bloom wohl eine so viel Stunden lange hätte erfolgen können, so sehr war er durch Bornheim seiner Rede aus der Tramantane gebracht. Denn er stand zwischen der Frage: ob er Bornheim oder die Orthodoxen angreifen sollte? so gerade innen, als das Thier, das zwischen zwey Heubündeln verhungert — daß ich mich des eben so sinnreichen als faßlichen Bildes bediene, womit man ehemals die Vertheidiger des zureichenden Grundes so bündig widerlegte.

Leo konnte die traurige Lage der Sachen endlich nicht länger mit ansehen, so sehr er sich sonst

vorgenommen hatte, sich nie mehr in Gespräche dieser Art mit seinem Vater zu mischen.

Ich sehe schon, fieng er zu Bornheim an, Sie schicken sich zum Hofprediger, wenigstens geben Sie sich mit Ihrer Meynung nicht aus dem Vortheil.

Ich bitt um Verzeihung, sagte dieser, ich bin nichts weniger als hinterhaltend, aber ich mag nun nicht gern eins unter das andere mischen, und wir sprachen jetzt nicht von den Glaubenslehren der verschiedenen Partheyen, sondern von ihrem gegenseitigen Benehmen.

Leo ergriff diesen Seitenweg, auf die Distinctionen bey Streitigkeiten und die so gewöhnliche Vermengung ganz verschiedener Gegenstände, von da auf die Rechthaberey und so weiter, so daß daß der alte Hr. van der Bloom, ehe er noch zum Schluß gekommen war, welche Parthie er ergreifen sollte, sich seelenallein auf dem Kampfplatz sahe, und deshalb sich, sobald es nur einigermassen der Wohlstand erlaubte, wieder zu seinem Lüdcke zurück zog — ohne Hrn. Bornheim in seinem Herzen ein Ehrendenkmal aufzurichten, oder überhaupt mehr Lust zu haben, sich wieder mit Bornheim abzugeben, als dieser hatte, sich mit ihm auf solche Gegenstände weiter einzulassen. Ein Entschluß, der beyden gleich viel Ehre mach-

te, und der manchen Schriftsteller, wenn seine kurze Weisheit nur bis zu ihm gelangt hätte, von grossen Prostitutionen gerettet haben würde; denn es kann einem zuweilen kaum mehr Schande bringen, gegen einen sehr überlegenen Gegner seine ungerechte Sache zu behaupten, als diesem Gegner, wenn er sein Recht so klein und ängstlich durchzufechten sucht.

* * *

Henriette und Julie Pol sitzen und trinken zusammen Koffee.

Julie. Wie gefällt Dir der Rittmeister Adlerstiern?

Henriette. Wenn Du so gut wüßtest wie er mir gefallen hätte, als ich weis wie er Dir gefiel, hättest Du Dir diese Frage ersparen können.

Julie. Wie so?

Henriette. Weil du einem nicht viel zu errathen übrig liessest.

Julie. Es wird doch wohl niemand etwas angehen, wenn ich auf dem Rittmeister Adlerstiern ein bisgen Jagd mache?

Henriette. Sicher nicht! denn ich bin sehr überzeugt, daß alle andere das Jagdmachen ihm

überlassen. Du wirst also bey deiner zuvorkommenden Generosite keine Nebenbuhlerin finden.

Julie. Nun nur nicht so spitzig Mamsell Schwester! ich sehe gar nicht, was ich Ausserordentliches mit ihm vorgenommen?

Henriette. Ja freylich für Dich nichts Ausserordentliches, aber gewiß für andere, und ich dächte, ich wolte wetten, für ihn selbst Ausserordentliches.

Julie. Meine Hochgebietende belieben das nur so mit ausserordentlichen Augen anzusehen.

Henriette. Sehr wohl! Ich that unrecht Dir etwas zu sagen, daß Du längst wustest.

Julie. Richtig! — und davon genung. Aber wie gefällt Dir denn Hr. van der Bloom?

Henriette. In der That kenn ich ihn noch nicht genung auf diese paarmal Sehen, um von ihm zu urtheilen.

Julie. So kenn ich ihn noch weniger. Denn Dir macht er gewaltig die Kur, da kannst Du ihn viel besser kennen lernen als andere.

Henriette. Das hätt ich eben so sehr nicht gefunden!

Julie. O ja, er legte seine ganze Suffisance Dir zu Füssen — aber darum hast Du ihn eben nicht beobachten können, denn dies war ein Berg, über den Du gar nicht wegsehen kontest.

Henriette. Ja das scheint wohl, daß er ein bisgen Zutraun zu sich hat.

Julie. Ein sehr beträchtliches! so, daß ich ihn ein bisgen unausstehlich finde. Ich begreife nicht, wie sich der Referendarius mit dem absurden Menschen abgeben kann!

Henriette. Ach ja, das begreif ich sehr wohl. Hochheim ist ohne alle Prätensionen, folglich kann er sich schon mit einem vertragen, der zu viele hat; und van der Bloom ist übrigens kein alberner Mensch; der alles ausser sich mit sehr gescheiten Augen ansieht.

Julie. Wenigstens Dich!

Henriette. Allerdings! (bey sich) Armes Geschöpf! gar eifersüchtig? —

Es ist sonderbar, daß gewisse Zufälle einen so ganz entgegengesetzten Erfolg von dem haben, den sie dem Anschein nach haben sollten. Durch nichts in der Welt, zum Beyspiel, sollte man meinen, daß man Leute besser zu einem Geständniß gewisser geheimen Gemüthsbewegungen bringen, oder sie wenigstens derselben beschuldigen könnte, als dadurch, daß man ihnen zeigte, wie man sie so auf der That ertappte, wie hier wirklich Julie Pol ertappt war, und doch kann man nie sichrer auf einen hitzigen und recht erbitterten Widerspruch rechnen, als eben in dem Falle,

wenn man so ein verrätherisches Wort aufgeschnappt hat, denn die Eigenliebe fühlt sich dadurch doppelt gekränkt. Erstlich, daß sie diese leidenschaftliche Schwachheit haben soll, und dann, daß sie selbst fühlt, daß sie sich verrathen hat, und nun glaubt man durch ungestümes Leugnen diesen Flecken los zu werden, ein Glaube, dazu alle Blindheit der Leidenschaft gehört, welche gewönlich zu der Zeit am Ruder ist.

Henriette hatte, ausser der Menschenkenntniß, um dieses zu wissen, die sehr seltne Gabe, es über sich zu erhalten, daß sie dergleichen Bemerkungen nicht verrieth, sondern lieber die Leidenschaften in der Stille beobachtete. Dadurch sie den Vortheil hatte, daß jedes um so weniger auf sich Acht gab, als es sich verrathen glaubte. Zumal da es nicht an Menschen fehlt, die gewiß von dem fremdesten Gegenstand sichere und mehrere Nachricht haben als von sich selbst, und die gewiß eher jedem andern Individuo ihre Schwachheiten zutraun, als sich. Julie gab hier einen sehr sichtlichen Beweis dieser Bemerkung, denn sie fuhr fort:

Ich beneide Dich aber gar nicht etwa um ihn!

Henriette (bey sich) Ey ey! das ist ein bischen zu sichtlich. (laut zu Julien.) Das solte mir auch von Herzen leid thun, wenn ich so eine häßliche

Leidenschaft, wie der Neid ist, bey Dir erregen sollte.

Julie. Nun darüber beruhige Dich.

Hier trat zu ihrem Glück, als sie durch ihre Erbitterung sehr unpolitisch eine neue Blösse geben wolte, ihr politischer Vater herein, dadurch natürlicher Weise das Gespräch um einen Welttheil verrückt wurde.

Mädchens, wißt ihr was neues, fieng er an, mit einem Drücken auf dem Herzen, ärger als ein junger Autor, den die Berliner Bibliothek gelobt hat.

Julie. (bey sich) Ach genung, aber sicher eben so wenig etwas für Sie als Sie für uns.

Henriette. (voreilig) Nur nichts Amerikanisches!

Pol. Nicht wahr, lieber etwas französisches, nemlich von einer Modehändlerin! — daß doch ihr deutschen Mädchens ewig nichts im Kopfe haben könnt als solchen Plunder! gar kein Bischen politischen Geist! hab ich nicht meine ganze väterliche Autorität brauchen müssen, um euch nur von dem elenden Trank dem Thee abzubringen, und alle Damen von Boston haben ihn freywillig entsagt! doch bald hätt ich darüber vergessen, was ich eigentlich erzählen wolte — Es ist würklich etwas Französisches!

Hier folgte eine sehr weitläuftige Auseinandersetzung eines französischen Landungsprojects, mit vielen Kammerdiener-Witz und Kannengiesser-Politik durchaus gespickt; dazu der Stoff aus einer holländischen Zeitung geschöpft war, welches sich aber der gute Mann so unfehlbar dachte, daß er das alles als schon geschehen, und also wirklich etwas recht neues erzählte.

Henriette hatte Güte des Charakters genung, dies alles mit einer theilnehmenden Gefälligkeit anzuhören, auch so gar hier und da nach einer Erläuterung zu fragen, dahingegen Julie, so sehr sie sonst Freundin vom Militäre war, an so entfernten Officiers so wenig Antheil nehmen konte, daß sie sich hinsetzte und eine Allemande spielte, und ihren Vater abermals einen tiefen Seufzer über das unpolitische Wesen der deutschen Mädchens auspreßte, bis ihn der Strom eigner Beredsamkeit wieder in seinem, von ihm schon sehr ausgewaschnen Bette, nach dem englischen Stolz und der demselben so nothwendigen Demüthigung hinriß. Henriette, die nach und nach dieses Wassers sehr kundig worden war, weil sie es schon so vielmal und mit Bedacht befahren, freute sich sehr, wie sie von Zeit zu Zeit bemerkte, daß die Fahrt vorwärts gegangen war. Dahingegen Julie darauf hinschwamm, wie auf dem Strome des

Lebens, ohne zu wissen, ob sie am Anfange oder am Ende sey.

* * *

Leo van der Bloom allein.

(nachdem er verschiedene vor sich liegende Bücher genommen und wieder weggeworfen hat.)

Was doch das vor elendes Zeug ist! wie sich die Leute nur mit solchen Sachen abgeben können! (er stehet auf, gehet die Stube auf und ab; wie er dem Fenster näher kommt, bemerkt er Julie Pol gegen über, und wendet sogleich wieder um) Die Närrin! — was wohl der Grund solcher Antipathie seyn muß! (nach einigem Besinnen) Sieht man es ihr nicht sogleich an, daß sie nur sich schätzt, und wenn sie ja auf jemand einige Aufmerksamkeit hat, daß es blos in Rücksicht ihrer selbst geschieht! — und Selbstsucht, (indem er seine Hand an die Stirne legt) dies liegt in der menschlichen Seele, kann uns nie gefallen! . . . .

Hochheim kommt.

Guten Morgen! — So in Büchern vergraben? — Da sieht man doch gleich, wenn man zu den denkenden Köpfen kommt! die geniessen nur den Extrakt, was die da vor eine Menge

Masse haben müssen, um ihr Leben hinzubringen, da wir andern mit einem Viertheil vorlieb nehmen.

van der Bloom. Nun ist er fertig? — und ich wolte wetten, daß Du mit dem ganzen Wrack hier nicht eine Viertelstunde vorlieb nähmst. Es sind lauter Romanen. Ich hatte eben jetzt meine Betrachtungen darüber, wie Leute mit solchen elenden Zeuge sich abgeben und Geschmack daran finden könten. Das müssen doch gewis rechte Strohköpfe seyn, die sich so daran hängen können!

Hochheim. Und ich, lieber Bloom, habe eben meine Betrachtungen, wie man so philosophisch und doch so intolerant seyn kann. Das muß recht im Blute liegen!

van der Bloom. Ja das weiß ich schon, daß Du die Parthie nimmst, wenn ich nur etwas tadle.

Hochheim. Wir pflegen niemand ohne Vertheidiger zu lassen, und wenn keiner da ist, so muß einer ex officio die Vertheidigung übernehmen, und dies bin ich gegen Dich.

van der Bloom. Nun also, was kann ich denn aber aus all den Romanen vor Weisheit lernen?

Hochheim. Fürs erste könnte ich Dir darauf antworten, daß von dieser Frage unser Streit gar nicht ausgieng; sondern von der, ob die Leute Strohköpfe wären, die sich damit abgeben könnten; nun hoff ich nicht, daß dieses ein Ehrentitel ist, den du allen giebst, die sich mit etwas abgeben, daraus sie nichts lernen, denn ich glaube nicht, daß Du alle die Strohköpfe schiltst, die in ein Konzert oder in eine Oper gehen, und doch wird wohl niemand, er müßte Musikus oder Schauspieler seyn, etwas daraus lernen.

van der Bloom. (ungeduldig) Nun ich habe mich falsch ausgedrückt; weiter!

Hochheim. Nur Geduld! daß wir die Sache hübsch ins Klare setzen. Also darauf will ich mich gar nicht einlassen, daß man aus den Romanen nichts lernen, und doch, ohne ein Strohkopf zu seyn, sich damit abgeben könnte; sondern nunmehro nur zur Frage: ob man aus den Romanen lernen kann: Was ist die erste und gröste Weisheit? ists nicht die Menschenkenntniß?

van der Bloom. Nun so viel, wie unsre Herren Romanendichter haben, hätt ich vielleicht auch, ohne daß ich meine Zeit mit ihnen verderbe.

Hochheim. Erstens, lieber Freund, sind auch nicht alle Leute so klug wie Du — ohne jedoch Strohköpfe zu seyn — (van der Bloom macht

eine Mine, die halb Lachen, halb Unwille ist) alsdenn aber: kennst Du alle Charaktere, alle Handlungsarten mit ihren innern Gründen, und den Ton in allen Ständen und an allen Orten?

van der Bloom. (lachend) Und das soll ich gewiß aus unsern Romanen lernen?

Hochheim. Sollte es nicht möglich seyn, daß ein Mann, der auch ein Bischen Beobachtungsgeist hatte, Gelegenheit fand, einen Charakter zu beobachten, der Dir noch nicht so nahe gewesen war, oder den Du doch wenigstens unter solchen Situationen und Verbindungen nicht gesehen hattest; und sollte Dirs nicht angenehm seyn, das Resultat solcher Beobachtungen zu wissen?

van der Bloom. Aber in welchem Roman stehen die?

Hochheim. In welchem Roman? — o! da lis nur — doch so eben besinn ich mich, daß wir hier vor den Ohren des ganzen Publikums, und folglich auch aller Romanenschreiber, mit einander reden, und daß alle roth werden möchten. Die, welche ich nennte, aus Bescheidenheit — wenigstens dürften diese meistentheils die bescheidensten seyn; und die ich nicht nennte aus Unwillen, weil dies gerade ohngefähr die reizbarsten betreffen würde. — Kurz, mein lieber Bloom, das wirst Du mir doch eingestehen müssen, daß

so ein wahres und gewähltes Gemählde von Sitten und Charakteren, etwas Interessantes für den menschlichen Geist seyn müsse.

van der Bloom. Aber wo ist denn dieses Gemählde?

Hochheim. In den guten Romanen!

van der Bloom. Immer wieder meine vorige Frage: Und die guten Romanen, wo sind denn diese? in Utopien?

Hochheim. Hast Du alle Romanen gelesen?

van der Bloom. Nein; aber diese; und da fand ich, daß man ein Strohkopf seyn müsse, um sich daran zu ergötzen.

Hochheim. Immer wieder falsch geschlossen. Hast du nicht Leute genung gefunden, denen man doch gewiß den ersten Rang unter den Genie's nicht absprechen kann, und die dennoch an Hazardspielen, an Schlittschuhlaufen, an Jagen, an wer weis welchen nichtsbedeutenden Dingen Geschmack finden und sich ungemein dafür interessiren können; willst Du nun diese darum alle Strohköpfe nennen? — es ist dies eine Sonderbarkeit, eine Unregelmäßigkeit des menschlichen Geistes, aber wer von uns hat nicht eine mehr oder weniger auffallende solche Unregelmäßigkeit an sich?

Van der Bloom, dem das Gespräche am Ende Langeweile machte — gebe der Himmel, daß es meinen Lesern nicht auch so geht — war indessen aufgestanden, und ohne etwas dabey zu denken, ans Fenster gegangen, wo er noch Julie Pol am gegenüberstehenden fand, und sogleich wieder weggieng. Hochheim, der sich aus geheimer Neigung für Henrietten, fast ohne selbst etwas davon zu wissen, so gesetzt hatte, daß er nach dem Fenster sehen konnte, bemerkte dies.

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung! es war Julie!

van der Bloom. Was willst Du damit sagen?

Hochheim. Gar nichts weiter, als was Dir Dein innrer Sinn sagte.

van der Bloom. Ich verstehe Dich nun. Aber Du thust mir über die Hälfte unrecht. Denn das bewog mich nicht ans Fenster zu gehen, daß ich glaubte oder wuste, daß jemand hier am Fenster sey; ohngeachtet ich nicht läugnen will, daß mich das bewog wegzugehen, daß diese da war.

Hochheim. (grossentheils im Scherze) Wer wird solche Antipathieen hegen.

van der Bloom. Du bist ja so ein grosser Toleranzprediger, also wirst Du einem doch eine solche Empfindung verzeihen?

Hochheim. Verzeihen wohl, aber nicht billigen, denn dieses ist eine der menschlichen Gesellschaft schädliche Empfindung, und die kann selbst die Toleranz nicht billigen.

van der Bloom. Richtig. Und weil die Mamsell Julie Pol viele solche der menschlichen Gesellschaft schädliche egoistische Empfindungen hat, darum kann ich die ganze Prinzeßin nicht billigen.

Hochheim. (bey sich) Eigentlich eine Antipathie, die aus allzugrosser Sympathie erwächst. (laut zu van der Bloom) Lieber Freund, wenn wir allezeit die ersten Gründe unsrer Zu- und Abneigung gegen Personen beobachteten, so bin ich sehr überzeugt, daß wir oft beyden nicht so weit nachgeben würden, und daß die letztere nie so viel Nahrung finden würde als sie gewönlich findet, sobald sie einmal existiret.

van der Bloom. Woher eben das?

Hochheim. Siehest Du, ich habe sehr oft an mir und andern beobachtet, sonderlich an Leuten, die nicht fein genug waren, dergleichen Blössen zu bemerken und zu verbergen, daß der erste Grund der Antipathie gegen einen Menschen, eine ge-

gedemüthigte Eitelkeit war. Man wurde nicht mit dem Auge angesehn, nicht mit der Art behandelt, wie man's zu verdienen glaubte. Dieses Benehmen vom andern Theil war vielleicht zufällig, vielleicht die Folge von einem Vorurtheil, vielleicht aber auch bloß etwas, das in unsrer Einbildung existirte; in allen diesen Fällen aber war es doch immer kein moralischer Fehler in der Person, von der wir es bemerkten, nichts destoweniger zeichnet es uns dieselbe sehr wenig vortheilhaft aus, und setzt ihren Werth in unsern Augen so tief herunter, als die grösten moralischen Fehler. Diese Gesinnungen äussern wir wieder in unsern Handlungen, die Person, die es betrift, und die gar nicht glaubt, uns dazu Gelegenheit gegeben zu haben, oder äussersten Falles, daß sie auch sich fühlte, uns (aber versteht sich, verdienter Weise) ein Bisgen über die Achsel angesehn zu haben, findet sich nunmehro dazu um so berechtigter, weil wir sie durch unser Betragen dazu reizen, und der Unwille, den wir in ihr erregten, wird nicht ermangeln, uns die Gleichgültigkeit, oder auch gar die Erbitterung gegen sie bis auf den letzten Heller, und gewöhnlich mit Wucher zu bezahlen.

van der Bloom. Lieber Hochheim, ich will doch nicht hoffen, daß Du, troz der politischen Einmischung Deines Ichs, denn das must Du mir nicht läugnen, daß diese blos politisch war, daß Du mich mit unter diese schwachköpfichten Egoisten, oder gar meinen Fall mit der jüngern Pol unter diese Fälle rechnest.

Hochheim. (bey sich) Ey! ey! der Kranke ist sehr schlimm, er fühlt sich gar nicht. (zu Bloom) Lieber Freund, wenn Du glaubst, daß diese Einmischung von mir bloß politisch war, so thust Du mir sehr unrecht, denn das kann ich Dich versichern, daß ich auf solchen Urtheilen über die Menschen mich täglich ertappe; daß ich aber darum mistrauischer gegen mich bin, und mein Benehmen nicht durch solche Eindrücke bestimme, sondern möglichst ihren Ursprung aufsuche, und selbst alsdenn, wenn ich troz dieser mistrauischen Prüfung glaube, daß man mich zum Unwillen gereizt habe, dennoch so wenig als ich über mich erhalten kann, äussere, das ist wenigstens das, was ich mich befleißige, wenn ich gleich nicht allezeit zum Zweck komme.

van der Bloom. Da findet aber doch auf alle Fälle von einer Seite Ungerechtigkeit statt. Denn einer muß doch immer der angreifende Theil seyn.

Hochheim. Ungerechtigkeit weiter nicht; aber Mangel an Ueberlegung! wo existirt ein Mensch, über den nicht sehr verschiedene Erzählungen und Urtheile im Umlaufe wären. Jetzo komm ich mit jemand zusammen, den ich zum erstenmal in meinem Leben sehe, er hat nachtheilige Urtheile und Geschichten von mir gehört; diese machten, selbst unwillkürlich auf ihn einen Eindruck —

van der Bloom. Und dies war eine ziemlich ungerechte Uebereilung, daß sie den machten, und daß er dadurch ein Vorurtheil faßte.

Hochheim. Fürs erste kamen sie von Leuten, in die er wirklich Vertrauen setzte, und denn machten sie, wie gedacht, diese Eindrücke unwillkürlich; und eben so unwillkürlich äussern sie sich gegen mich; ich, der ich dies nicht dafür nehme, äussere wieder meinen Unwillen, oder vielmehr Mangel an Aufmerksamkeit und Achtung; und in Kurzen erzeugen diese gegenseitigen Aeusserungen, eben so unwillkürlich, als die ersten widrigen Eindrücke erwuchsen, Verbitterung. Und denn, welcher Mensch hat nicht wirkliche Fehler und Schwachheiten; ich setze den Fall, daß ich einem gerade von dieser Seite bekannt gemacht werde; so kann er die Achtung und Theilnehmung für mich nicht haben, die er schon haben würde, wenn er gar nichts von mir wüßte, sondern nur mit

der Voraussetzung des Guten, wie eigentlich gute Menschen ihre Bekanntschaften gewöhnlich mamen, mich kennen lernte. Sind dies alles nicht sehr wahrscheinliche, natürliche, gewöhnliche Veranlassungen zu Begriffen, die sich oft Leute von uns machen, ohne uns zu kennen? Und den Einflüssen, von solchen Urtheilen und Eindrücken auf Dein Benehmen, bist Du so gut unterworfen als irgend ein andrer.

van der Bloom. Aber ich sehe gar nicht ein, warum Du mir nicht so viel Selbstbeherrschung zutraust, daß ich auch im Stande wär, gesetzt auch, daß diese Eindrücke so auf mich würkten, dennoch zu hindern, daß diese Wirkung sich nicht so ungerecht äusserte.

Hochheim. Lieber Bloom, das will ich nicht beurtheilen, indessen ist das eine Klippe, daran ich auch die besten habe scheitern sehen; denn ich weis, daß auf diese Art die besten Menschen auf Lebenszeit sich feind worden sind.

van der Bloom. So deucht mich, daß Deine besten Menschen noch nicht eben sonderlich gut sind.

Hochheim. (mit Achselzucken) Ich will Dir bessere wünschen, aber so viel weis ich, daß das eigenliebige eitle Gefühl seiner Selbst gewöhnlich stärker ist als die meisten von sich glauben.

van der Bloom. (etwas ernsthaft) Hochheim, Du hast Vorurtheile gegen mich!

Hochheim. (bey sich) Guter Freund! Du führst Deine Sache schlecht! (zu van der Bloom) Hab ich das von Dir gesagt! ich hab es höchst allgemein gesagt, und behaupte es noch so. (noch mehr gemildert) Aber ich finde, daß dieses Gespräche, welches ich blos spekulativ tractirte, Dir unangenehm wird, also wollen wirs ruhen lassen.

van der Bloom. Du bist nicht klug! ich glaube, Du denkst, ich werde darüber böse!

Hochheim. (bey sich) Und bin da in einem gewaltigen Irrthum. (zu van der Bloom) Das hab ich nicht gesagt. . .

van der Bloom. Aber wo hast Du denn zuerst alle diese Schleifwege und Schlupfwinkel der menschlichen Eitelkeit entdeckt?

Hochheim. In mir selbst. Nun wirst Du zwar meinen, daß dies ein sehr unzulänglicher und ungerechter Schluß sey, den ich da von mir auf andere gemacht hätte, aber er hat mir doch, durch viele nach meinem besten Wissen und Gewissen angestellte Beobachtungen, den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erlangt. Die Geschichte war folgende: Ich war gewis so wenig mit meiner Eitelkeit bekannt als irgend einer, aber in der Periode, wo ich den albernen, aufs

Aeusserste getriebenen Stoizismus angenommen hatte, davon ich Dir schon erzählt, reduzirte ich mit äusserster Sorgfalt alles, was mir die mindeste unangenehme Empfindung machen wolte, auf die Frage: was hat das für einen würklichen Einfluß auf Dein Ich? — weil sich nun, zumal in der Independenz, in der ich damals lebte, allezeit fand, daß die unangenehmen Empfindungen, die aus dem Benehmen anderer gegen mich entsprangen, Schimären waren, die die gekränkte Eitelkeit erzeugt hatte, so zeigte mir dies nicht nur die mannigfaltige Einflüsse dieser Leidenschaft, sondern machte mich auch äusserst gleichgültig gegen das Benehmen andrer Menschen gegen mich. Als ich nachher, wie Du weist, zur andern Extremität des Epikureismus übergieng, und fand, daß Aristippische Gefälligkeit gegen die Menschen uns weit mehr angenehme Empfindungen verschafte als stoischer Ernst, oder unphilosophische Reizbarkeit, so macht ich mir diese Gleichgültigkeit gegen die Handlungsarten der Menschen zu nutze, und erwiederte alles mit Guten; diese Folge meiner Denkungs- und Handlungsart hat mich in den Stand gesetzt, verschiedene Bemerkungen über die Mannigfaltigkeit der Einflüsse zu machen, welche Selbstsucht und Eitelkeit auf unsre Handlungen haben.

van der Bloom. Die philosophischen Schulen hab ich nun freylich nicht so durchgemacht — indessen reden wir doch auch Prosa, ohne Grammatik studirt zu haben.

Hochheim. Du hast sehr recht und ich habe durchaus diesen Spott verdient! Ein sichrer Beweis, wie alle meine Beobachtungen nur Theorie geblieben sind; denn ich bin in einen unerträglichen Dozenten-Ton und in ein Geschwätz von mir selbst verfallen, aber nun auch nicht ein Wort mehr von dieser Materie.

van der Bloom. (mit einem selbstgefälligen Lachen) Nein, sey kein Kind! wir wollen fortfahren.

Hochheim. (bey sich) Dismal ist das Lachen ganz von seiner Seite. (zu van der Bloom) Nein, wie ich Dir gesagt' habe, nicht ein Wort mehr davon.

Und nun war van der Blooms ganze Beredsamkeit vergebens, noch irgend etwas über diese Materie von Hochheim heraus zu bringen. Selbst da, als jener das Gespräch wieder auf die jüngste Pol zurück führte, mit der Hochheim aber in dem Verhältniß stand, daß er durchaus nicht mit ihr sympathisiren konnte, solches aber auf Rechnung gekränkter Eitelkeit schrieb, weil er wieder erfahren hatte, daß sie sich über ihn lustig gemacht, deswegen er, eben um seiner Selbstsucht

gewiß nichts nachzugeben, in jedem vorkommenden Fall ihre Parthie zu nehmen pflegte, wie denn auch dies ganze Gespräche von diesem Punkte ausgegangen war. Aber diesmal war er selbst in diesem Falle, aus Furcht, wieder in den selbstischen didaktischen Ton zu verfallen, so einsylbig und mistrauisch gegen sich, daß van der Bloom auch hierdurch auf sein Zutraun zu sich hätte können aufmerksam gemacht werden.

* * *

Weit seliger und ruhiger, ohne sich auf solche Spitzfindigkeiten einzulassen, war Gottfried van der Bloom, zu welchen sich ein zweeter Franziskus Hartenstein gefunden; ein Mann, der bey allen seinen großmüthigen Absichten zur Glückseligkeit und Aufklärung der Menschen immer das Opfer von privat Leidenschaften geworden, den bald die Eifersucht alberner Ehemänner, bald der Eigensinn pedantischer Väter, bald das Ungestüm eigennütziger Gläubiger tausend üble Begegnungen zugezogen, auch schon von manchem Orte vertrieben hatte; und der aller Energie seines Genies und seines philanthropischen Geistes bedurfte, sich auf seiner Bahn nicht irren zu lassen;

sondern in allen seinen rühmlichen Bemühungen unermüdet fortzufahren.

Ohngeachtet er nun sonst nie in einem Hause einzusprechen pflegte, wo nicht eine junge Frau, eine Tochter oder doch eine hübsche Köchin war, und in van der Blooms Wirthschaft sich nichts von allem dem befand, so war doch das Bedürfniß einer Mahlzeit zu dringend, als daß man auf solche Zwecke der zwoten Ordnung dismal hätte Rücksicht nehmen können; und hier gelang auch ein desperater Streich so gut, daß er eine Ursache gehabt, diese Aufopferung sich reuen zu lassen.

Die Kosmopoliten halten auf genios und spiritus familiares, wie die Nativitätsteller und Chiromantisten — vielleicht auch die Physiognomiker, so daß sie gewöhnlich ihre Leute kennen, ehe sie sie zu sehen bekommen. Dieser hatte das Talent im vorzüglichen Grade, sich die Leute von ihrer schwachen und von ihrer starken Seite bekannt zu machen, und als unser Kosmopolit kaum bey Gottfried van der Bloom in der Stube war, kannte er den ganzen Marsstall seiner Steckenpferde so gut, als wenn er, wer weis wie lange, Stallmeister bey ihm gewesen wäre. Es wurde also eine sehr erbauliche Erzählung von Abentheuern gemacht, darinnen er als Märtyrer der

Vernunft und Aufklärung eine sehr glänzende Rolle spielte, dabey die Orthodoxen unter allen vier Winden sich vereinigten, ihn zu verfolgen, und den gesunden Menschenverstand zu unterdrüken. Dismal machte den ehrlichen van der Bloom die ganze Geschichte, selbst da, wo ihr einigermassen diese Eigenschaft abgieng, so wahrscheinlich und einleuchtend, daß er nicht ein Komma davon bezweifelte, und diesen zwoten Hartenstein mit einem Enthusiasmus aufnahm, der ein beträchtliches Lob in seiner Reisebeschreibung verdiente.

Hier hätte man sollen alle die frommen Wünsche, kühnen Vermuthungen und wichtigen Entwürfe hören, die mit dem größten Feuer vorgetragen wurden, und sich doch so widersprachen, daß man kaum hätte meinen sollen, daß sie aus einem und eben demselben Munde gekommen wären. Denn der ehrliche van der Bloom war durch den Reformationsgeist, der in ihm gefahren war, in seinem Glauben so irre geworden, daß er nunmehr gar nicht wuste, was er glaubte; so daß ihm die Fragmente eines Ungenannten eben so kanonisch waren, als Basedows Vermächtniß für die Gewissen, und Basedows Vermächtniß für die Gewissen so gut als Hermes Handbuch, denn weil er eigentlich gar nicht wu-

ste, worauf es ankam, so konnte ihn nichts für ein Buch bestimmen, als daß es neu war, und von den sogenannten Orthodoxen bestritten wurde. Der einzige positive Satz, den er angenommen hatte, ohngeachtet ihm auch davon die Anwendung fehlte, war: daß die Grenzen sollten aufgehoben werden, die noch zwischen den Bekennern verschiedener Systeme des Christenthums beständen. Nun war ihm in der That dieser Wunsch zu verzeihen, indem er durch alle Provinzen des Glaubens umher irrte, ohne irgendwo zu Hause, ja auch ohne nur irgendwo eigentlich bekannt zu seyn. Denn er kannte keine dieser Provinzen topographisch, sondern bloß an den Leuten, die ihm da begegneten, und von denen er etwa par renomée wuste, was es vor Landsleute waren.

Der Kosmopolit, der freylich in diesen Ländern ein beßrer Topograph als van der Bloom aber immer ein — Kosmopolit war, folgte willig seinem Wirth, und sie machten so manche ansehnliche Wanderung; dabey er van der Bloom so parasitisch loben und ihm wegen seinem hellblickenden aufgeklärten Geist so viel Schönes sagen konnte, daß der ehrliche Mann in aller Unschuld seines Herzens glaubte, die Talente und Verdienste eines Märtyrers der Wahrheit großmüthig zu

schätzen, und an seinen unverdienten Schicksalen mitleidigen Antheil zu nehmen, während daß er seine eigennützige Zuneigung für ein paar Schmeichelevyen an einen Windbeutel verkaufte; und dieser, dem der Aufenthalt und die Lebensart gefiel, und den die besten seiner übrigen Gönner immer nur höchstens einige Tage zu dulden pflegten, war froh, einen Mann gefunden zu haben, wo er wenigstens auf einige Zeit von seinen Reisen ausruhen könnte, und suchte sich daher in seiner Gunst um so fester zu setzen.

Leo van der Bloom sahe das Windige bey unsern Kosmopoliten vollkommen ein; allein er lebte mit seinem Vater auf den Fuß, daß keiner dem andern seine Meinung aufdrang, welches auch darum sehr nothwendig war, weil beyde zuweilen dergleichen hatten, die so sonderbar waren, daß es gerade eigene Kinder seyn musten, wenn man sie nur erträglich finden sollte. So wie also Leo den Enthusiasmus sahe, den sein Vater für den Fremden hatte, so fand er nicht für gut, seine Meinung zu äussern, weil dies ohne einen gewaltigen Streit nicht würde abgegangen seyn, sondern ließ den Kosmopoliten in allen den Ehren und Würden, die sein Vater ihm zu geben für gut fand; dennoch kannte jener seinen Mann zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was

Leo von ihm hielt; deswegen er immer gegen ihn auf seiner Hut war, und in seiner Gegenwart, in welche er gewöhnlich ausser der Mahlzeit nicht kam, mehr lavirte, als daß er, wie sonst, mit vollem Winde geseegelt wäre.

Der alte van der Bloom hingegen bewunderte diese Fahrten herzlich, und war froh, daß er ihn nur mit nahm; und wenn er ihm nun so zeigte, wie die Aufklärung immer zunähm und zunehmen müste, daß am Ende die oben erwähnte ihm so verhaßte Scheidewand zwischen allen Religionen aufgehoben war, o! dann war er — mitten im tausendjährigen Reiche, wenn man diesen Ausdruck von so einem Antichiliasten brauchen darf.

Doch alle diese Reisen würden noch nicht so weit, und troß der sehr gründlichen Kenntniß der ganzen Windrose, die unser Steuermann besaß, nicht so gut von statten gegangen seyn, wenn nicht der Himmel auch ihn begünstiget und seinem Fahrzeuge die Flügel gegeben hätte — die er hoffentlich dem jetzt aufgestandenen französischen Luftschiffer nicht versagen wird — denn wer wird leugnen, daß immer Nebenumstände und Zufälle zehnmal mehr bey einer Begebenheit thun, als aller Geist und Kraft der handelnden Personen.

Aber nun hätte man auch sollen die Farth sehen, als die Reformation von Deutschland, samt

einigen Episkopal-Posaunen in ihre Seegel blies; und ihr Fahrzeug auf den ungeheuern Gewässern flott worden war, in welchen sich die Aufklärung und der Reformationsgeist in Wien ergoß. Denn daß der Kosmopolit gerade zu der Periode zu van der Bloom kam, hatte für ihn unübersehliche Vortheile; und erleichterte ihm, bey der unbegrenzten Freude, welche diese Begebenheiten in des alten van der Blooms erzeugten, ungemein, sich ihm angenehm und unentbehrlich zu machen, zumal da der erfinderische Geist unsers Kosmopoliten auf den Einfall gerieth, den ehrlichen Alten in den Kopf zu setzen, daß er selbst eine sehr ansehnliche Rolle bey diesen grossen Begebenheiten spielen könnte. Es wurde also angefangen, und an einem allgemeinen Reformationsplan, nach van der Blooms Principiis gearbeitet, den man dem Kaiser vorlegen wolte — denn für die freyen Staaten von Amerika war schon durch die Geschichte des Hrn. von Reitzenstein gesorgt — dadurch man sich eben so viel Ruhm als Verdienst um die Menschheit erwerben muste.

Unser Kosmopolit, der hauptsächlich darauf umgieng, sich seinen Aufenthalt, der ihm gefiel, zu verlängern und zu vergewissern, war sein gesinnung, theils um diese Arbeit zu dehnen, theils um der Eitelkeit van der Blooms zu schmeicheln,

diesen alles allein arbeiten zu lassen, und nur dar-an unerhebliche und schmeichelhafte Kritiken zu machen. Nun denke man sich den Mann, der in seinem Leben nichts geschrieben hatte als einen Commißionsbrief um etliche Centner Zucker, oder einen Avisbrief wegen abgegangener Waare, der jetzt auf einmal sich zum Schriftsteller empor geschwungen hatte, und nunmehro seinen Kaufmannsbriefstil mit allen schönen von ihm nie verstandenen Floskeln und Redensarten schmückte, die er in den neuen Schriften gefunden hatte; und die er, ohne Barmherzigkeit, sie mochten aus Leßings akuminösen, oder aus Basedows apostolischen, oder aus des Ketzerallmanachs witzigem Styl herausgerissen seyn, wie das grausame Kriminalrecht unsrer Vorfahren den Hahn, den Menschen und die Katze in einen Sack zusammen steckte, und sie in dem Strohme seines Gewäsches ersäufte.

Unser Kosmopolit sahe dies alles sehr weislich mit an, hütete sich aber wohl, davon etwas merken zu lassen, sondern tadelte blos etwa einen Rythmus, oder eine Perioden-Rundung, kurz lauter Dinge, davon van der Bloom gar nicht einmal dem Namen nach einen Begriff hatte; versicherte immer dabey, daß dies blos gelehrte Pedanterey wäre, und daß Genie's, welche so

alles sich selbst zu danken hätten, eigentlich darauf nicht zu sehen hätten, indessen wenn er das Opus operatum thun wolle, so gäbe er ihm einigen Rath dazu. Dabey wurde schon oft überlegt und vermuthet, welche Wirkung diese Schrift haben, welche Revolutionen sie anrichten würde, denn daß der Kaiser sie dazu annehmen würde, wozu sie gegeben war, das wurde von einer Seite im geringsten nicht bezweifelt, und von der andern mit boshafter Zuversichtlichkeit und Ernsthaftigkeit bewiesen. Kurz, van der Bloom sahe sich schon nach Wien berufen, und den Auftrag vom Kaiser erhalten, sein grosses Project nach seinen grossen Fähigkeiten auszuführen.

Indessen fand unser parasitischer Philosoph doch, daß dies Schauspiel zu lang ward, als daß das Interesse des Magens die Handlung darinnen erhalten sollte, also, nachdem er sich einige Zeit gut genährt hatte, erwachte wieder das Feuer in ihm, welches schon mehrmalen für ihn in so unglückliche Flammen ausgebrochen war, und die lachendsten Aussichten seines Glücks in eine Wüste verwandelt hatte, und weil er nicht der Mann war, durch vergangne Unglücksfälle sich in künftigen Freuden stören zu lassen, so fand er nicht für gut, darum dies Feuer zu dämpfen,

son-

sondern er dehnte und wälzte sich an demselben noch mit eben der Behäglichkeit, wie er damals gethan, als es die unglücklichen Folgen für ihn gehabt hatte; und van der Bloom war viel zu sehr in seine Unsterblichkeit vertieft, als daß er das geringste von solchen Menschlichkeiten — von solchen Seifenblasen im Laufe des Lebens, die eben so geschwind werden als vergehn, hätte bemerken können.

* * *

Hochheim (ganz allein an seinem Schreibetisch sitzend; indem er einige Zeit nachgedacht hat.)

Es ist doch ein armseliges Ding um die Menschenweisheit! — ein rechtes dürftiges ausgehungertes Geschöpf ist es! da möcht ich mir nun gar zu gern weis machen, ich wär kein Narr — und doch redet das Gewissen so laut, daß es die Eitelkeit nicht überschreyen kann! — Immer bey Henriette und wieder bey Henriette! und das durch Uebergänge, durch Sprünge, die kein Schwung erreichen würde, als der Flug der Liebe. Und doch, welche Thorheit ist Liebe für mich? hab ich auch nur einen vernünftigen Grund zu glauben, daß ich geliebt bin? — eine einzige

Idee ausser den Träumen meiner Eitelkeit? — herrliche Gewebe! es ist wahr, herrliche Gewebe! Wie sich alles so schön auslegen läßt. Bald führt sie das Ohngefähr gerade an das Fenster, wo ich stand, bald der Wohlstand und die Schicklichkeit bey Tische auf den Stuhl neben mich, aber gleich hat das alles die Liebe gethan! — bin ich nicht herabgesunken zu unsern elenden achtzehnjährigen Romanenhelden, die überall Eroberungen machen, und jedes Mädchen, mit dem sie in Gesellschaft waren, und daß sie kaum ansah, an ihrem Triumphwagen führen? — ich hab es doch gewiß weit gebracht mit meiner Philosophie, — recht bis zur Kindereinfalt! daß ich mich nur nicht überhebe in dieser meiner Grösse! denn wem sollte da nicht der stolze Gedanke einfallen, daß er dem Stein der Weisen nahe sey, wenn er ihn nicht gar schon gefunden habe. (Er hat während der Zeit in Gedanken ein Stückchen Papier, das er in der Hand hatte, zu einem sogenannten Schneevögel gebrochen, und bemerkt erst, als er fertig ist, was er gemacht hat.) In der That, das war meinem Charakter gemäß! — die Natur kann sich doch nicht verleugnen!

* * *

Henriette und Julie Pol (beschäftiget, sich anzukleiden.)

Julie. Das wird wieder einmal eine rechte insipide Gesellschaft! da ist auch nicht eine gescheute Seele darunter.

Henriette. Und Du bist dabey! als wenn Du nicht ein Ersatz für eine ganze Akademie Genie's wärst!

Julie. Du bist ja heute recht spaßhaft? und dabey recht witzig?

Henriette. (bey sich voll Unwillen über sich selbst) Ja allerliebst! wars nicht wieder die unsinnige Leidenschaft, die mich so in Hitze brachte? glaubt ich nicht schon seine Ehre dadurch angegriffen?

Julie. Ah Du hast auch recht, es war sehr unartig von mir! Dein (hier erschrickt Henriette und wird roth, in der Furcht, das Hochheim kommt) van der Bloom ist ja dabey! Aber hör einmal — Du must nicht böse werden, ich will heute seine Eroberung machen! das schadet Dir nichts, im Gegentheil es macht den Roman etwas interessanter — denn sonst dürfte er leicht langweilig werden, aber das bringt ein Bisgen mehr Handlung hinein.

Henriette. (sehr scherzhaft) Recht sehr gerne! genire dich nicht....

Julie. Nein im Ernste; denn sage mir selbst, was ich sonst vornehmen soll. Hochheim, der ist

mir zu kalt, zu bedächtlich; der scheint bey allem, was er sagt, zu fürchten, daß es zu Protokoll genommen wird, oder wie das Ding heist. Hingegen van der Bloom fühlt, daß das alles, was er sagt, so gut gesagt ist, daß sich's jeder in sein Souvenir schreiben könte; folglich nimmt er das nicht so genau. (Julie hat die ganze Zeit über vorm Spiegel gestanden und an ihrem Anzuge gezupft und gebessert.) Nun also erlaubst Du's? (indem sie sich gegen ihre Schwester wendet.)

Henriette. Mit vielem Vergnügen.

* * *

Gesellschaft bey Pols.

Henriette und Julie Pol, Leo van der Bloom, Hochheim und andere.

Henriette. Ich bekenne da meine Armuth! Zuweilen reicht mein Verstand zu etwas bessern nicht zu, ich kann also unter gewissen Umständen bloß mit einem Wettergespräche traktiren.

Julie (will etwas sagen, fällt ihr aber sogleich ein, erst van der Blooms Meinung zu hören.)

Hochheim. Da bekommen Sie es stark mit Freund van der Bloom zu thun, Madmoisell, denn der ist ein geschworner Feind von allen Wettergesprächen!

van der Bloom. Ich danke für die gute Manier, mit der Du mich ins Gespräch verwickelt hast.

Hochheim. Ich wolte nur, daß Du auch Theil nähmest.

van der Bloom. Dies ist, als wenn man einen in die Hände der Gerechtigkeit übergäbe und rühmte sich denn, daß man ihn bekannt gemacht.

Hochheim (während des alles von ganzen Herzen lacht.) Das war schon immer genung zugestanden, daß Du so fürchtest in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen.

Julie. Wer solte das nicht fürchten! denn es ist nicht um die Gerechtigkeit, sondern um ihre Rathgeber. (gegen Hochheim)

Hochheim (gegen Julie.) Sind das nicht die Advokaten? Sie führen Freund van der Bloom seine Sache gut! doch hier kamen wir von unserer Hauptsache wieder ab, und ich wünschte sehr, die wichtige Materie von Wettergesprächen aufs Reine gebracht zu sehn.

van der Bloom. Nun das seh ich gar nicht ein, was Du darunter heute suchst, mich mit der Pritsche Deines Witzes auf dem Theater der Conversation herum zu treiben! (alle lachen vorzüglich, aber Julie auszeichnend) Die ganze Sache, weil

sie nun einmal aufs Reine gebracht werden soll und muß, war blos, daß ich behauptet habe, und ich leugne nicht, noch behaupte, daß es weiter nicht nöthig ist, daß man mit einem Wettergespräch oder einer ähnlichen so ganz allgemeinen Materie anfangen müsse. Das ist die ganze Geschichte.

Henriette. Das glaub ich ganz gerne und habe gar nichts dagegen, denn ich habe es auch gleich für ein bloßes Ungeschicke von mir ausgegeben, daß ich zuweilen keinen andern Eingang zum Gespräche finden kann, als diese Heerstrasse.

Julie. Das ist nun blosser Geist des Widerspruchs; denn nimmermehr fängt sie mit so einem Gespräch an.

van der Bloom. Des bin ich auch sehr überzeugt, denn die Verhältnisse einer Person mögen uns noch fremder seyn, so müssen wir doch gewiß allezeit ein näheres aufzufinden wissen als das zum Wetter. Und ich kann mir einmal nicht helfen, aber wenn ich ein Wettergespräche anfangen höre, so muß ich lachen, und wenn die Gesellschaft noch ernsthafter ist.

Henriette. Sie verzeihen, ich bin nicht stark im rathen. Ich würde also immer Spione haben müssen, die mir im voraus den Leuten ihre Lieblingsgespräche oder ihre Privatverhältnisse verrieten, und das ist mir zu weitläuftig. Auch

kann ich mich nicht entschliessen, gegen die Geselligkeit so kriegerisch zu Felde zu gehen, und mir Spions auf sie zu halten.

Julie. Kömmst Du auch mit der Pritsche Deines Witzes? — (Sie belacht nochmals den Einfall van der Blooms.)

So fuhr man fort. Julie nahm immer Parthey mit van der Bloom, belachte jeden seiner witzigen Einfälle, wiederholte ihn bey jeder Gelegenheit, wo er sich anbringen ließ, und es war noch keine Stunde vergangen, so war van der Bloom schon äusserst aufmerksam auf Julien. Henriette und Hochheim hatten beyde zu sehr auf sich selbst Achtung zu geben, um dies zu bemerken; und zumal die letztere kannte ihre Schwester, so wie jener van der Bloom zu gut, als daß sie es beyde zu sonderlich hätte befremden sollen, daß in wenigen Stunden Leute, die so weit auseinander gewesen waren, sich so nahe kommen konnten.

Denn van der Bloom, der anfieng, die Gefälligkeiten und die zuvorkommende Theilnehmung Juliens zu erwiedern, machte ihr die Cur aufs schönste, und sie gefiel sich allmählig so dabey, daß sie ihre Rolle wärmer spielte, als es Anfangs selbst ihre Idee gewesen war. So wie van der Bloom, ehe er sichs versah, in der Wolke von

Weyrauchdampfe schwindelte, der seiner Eitelkeit war geopfert worden, und welches noch das Poßirlichste war, diesen Schwindel für Liebe hielt. Ein Fall, der jedoch auch ausser van der Bloom manchen guten Christen begegnen mag.

* * *

Henriette und Hochheim (in einem Fenster des Zimmers, doch gegen die Gesellschaft gekehrt.)

Hochheim. Ich kann nicht leugnen, es war sehr absichtlich, daß ich die Wettergespräche in Cours brachte.

Henriette. Wie so?

Hochheim. Weil Bloom neulich einmal sich so stark und unbehutsam in einer Gesellschaft über die Wettergespräche erklärte, wo ich weis, daß es auffiel; und da wolt ich ihn etwas aufmerksam drauf machen, weil er wirklich dadurch in den Augen vieler Leute verliert.

Henriette. Ueberhaupt scheint er wohl etwas entscheidend.

Hochheim. Ja; es ist ein rechter guter Mensch, der aber gar zu gern die Sachen besser weis und klüger ist, wie andre Leute, und was die Sache eigentlich schlimm macht, der sich dieses gar zu gern merken läßt. Denn er mag immer

die Wettergespräche vermeiden, ich bin selbst mehrentheils der Meinung, und kein Mensch wird ihn darüber tadeln, wenn er allezeit einen andern schicklichen Eingang in die Unterhaltung findet; aber sobald er darinnen so etwas ganz besonders sucht und scheint, daß er sich damit berühmt, so ist die Thorheit dieser Eitelkeit grösser als die Klugheit in der feinen Direktion des Gesprächs.

Henriette (bey sich) Was das durchgängig vor Verstand ist? was vor gesunde Grundsätze.

Sonderbar ist es, wie da, wo einmal ein kleiner Misverstand da ist, immer alles dazu beyträgt, ihn zu vermehren. Hochheim, voll von Mistrauen gegen sich, und von Voraussetzung des Schlimsten, schloß aus diesem Stillschweigen Henriettens, das auf seine Rede erfolgte, zumal mit dem gegen sich selbst mistrauischen zur Erde gekehrten Blick verbunden, mit welchem sie da stand, daß er etwas gesagt hätte, das ihr misfiel, da ich voraus setze, daß zehn andere in diesem Fall sich der stillen Bewunderung freuen werden, da sie es eben so wenig Ursache haben, als hier Hochheim sich vor Tadel zu fürchten.

Henriette hingegen, konnte unter dem Gewühl von Ideen, die sich in dem Augenblick in ihre

Seele drängten, so wenig eine finden, die sich nur einigermassen an die von Hochheim gepaßt hätte, daß sie, glaub ich, auf zeitlebens würde verstummt, und im ganzen Reste meines Buchs ihr Name nicht mehr in einem Dialogen würde zu finden gewesen seyn, zumal da Hochheim selbst, bey der Idee von Misfallen, die er mit sich herum trug, und die ihm jetzo so sehr bestätigt schien, gar nicht in der Fassung war, Ausgänge zu suchen und noch weniger zu finden. Denn die Idee, Henrietten zu misfallen, ohngeachtet er sie sich hundertmal gesagt, und wie er wähnte, sogar geglaubt habe, dies war immer noch etwas mehr, als worauf seine Philosophie eingerichtet war.

Indes ward die Lage immer kritischer und das Bedürfniß von Worten immer dringender — denn wer kennt nicht die fürchterlichen Wirkungen einer allzulangen Pause in einem Tete a tete, deren Kraft noch dazu sich vermehrt, wie das Quadrat ihrer Dauer.

Es ist traurig, wenn man unter einer Menge Gegenständen, nach langen ängstlichen Suchen, aus Mangel eines bessern, den noch wählen muß, den man schon auf den ersten Griff in der Hand hatte, und mit Verachtung verwarf. Hochheim war jetzt in dem Falle. Er fühlte das Aengstli-

che seiner Lage, sahe, wie sie mit jedem Augenblick schlimmer wurde, also nun muste ein Ausweg seyn, und in Ermangelung eines andern ergriff er den, der jedem, der in dieser Lage ist, gewiß sogleich zuerst in die Augen fällt, so wie er Hochheim in die Augen gefallen, aber weil er würklich nichts taugt, von ihm verworfen worden war, es war der, sich über sein Benehmen zu entschuldigen.

Sie finden vielleicht das sonderbar, daß ich dies von einem Manne sage, mit dem ich als Freund lebe, aber ich fänd es als einen übertriebenen Enthusiasmus, wenn ich Sachen verbergen wolte, die in die Augen fallen, zumal in die Augen, von denen jetzt die Rede ist; und ich wenigstens habe mehr Zutrauen zu dem, was mir einer zum Lobe eines Mannes sagt, wenn ich sehe, daß er auch seine Fehler sieht, als wenn er blos mit blinden Enthusiasmus von ihm spricht.

Hier schwieg er einige Zeit, weil aber Henriette zufälliger Weise noch nicht in der Verfassung war zu antworten, fuhr er fort:

Schon das ist schlimm genung, daß ich in der Nothwendigkeit bin, mich zu entschuldigen. Allein wo man so sehr dabey intereßirt ist, in welchen Kredit man stehet, da braucht man noch

gar nicht diese Veranlassungen zu haben, um sich sehr ängstlich zu entschuldigen.

Henriette. Da halten Sie mich in einem sehr ungerechten Verdachte; und ich hoffe sehr, daß nicht ich, sondern blos ihre mistrauische Bescheidenheit Schuld war, daß Sie eine Sache entschuldigten, die eigentlich keine Entschuldigung bedurfte; und nur noch eine solche Vermuthung von Ihnen, so bin ich äusserst aufmerksam und mistrauisch gegen mich, ob ich das etwa verdient habe.

Hochheim. So muß ichs Ihnen feyerlichst abbitten, (indem er ihre Hand nimmt und küßt) ohngeachtet ich Ihnen betheuern kann, daß es, wie sie vortreflich bemerkten, nicht aus ungerechten Mistrauen gegen Sie, sondern aus sehr gerechten gegen mich erwuchs.

Der Ton, mit dem Hochheim dies sagte — der nicht mit hätte können protokollirt werden, war um ein ansehnliches von seinem gewöhnlichen verschieden; nun nehme man noch hinzu, daß indessen Henriette sich überzeugt hatte, daß ihr obiges Stillschweigen wirklich den Verdacht gegeben, und daß sie nach ihrer Gesinnung gegen Hochheim eher sonst etwas wolte zu Schulden kommen lassen als solchen Verdacht, so daß ihr die Vergütung, die sie ihm darüber zu machen hatte,

schwer auf dem Herzen lag; und nun wird man sich nicht wundern, wenn dieses alles zusammen die Wirkung hervor brachte, daß sie, ohne es zu wollen, Hochheims Hand, mit der er die ihrige hielt, sie zu küssen, ganz leise drückte.

Dieser erste Händedruck von einem Mädchen, das einen so intereßirt, wie Hochheim Henriette intereßirte, und von der man so sehr überzeugt ist wie dieser, daß sie damit gewiß nicht verschwenderisch umgeht, mag wohl ein Bischen elektrisch seyn; wenigstens Hochheim bekam einen Schlag, der sehr merklich war, und der ihm auf den ersten Augenblick beynahe die Zunge gelähmt hätte, und durch eine Art von Reaktion erschrack auch sie in dem Augenblicke, daß sie das gethan hatte, so sehr, daß Hochheim es sehr leicht hätte bemerken können, wenn er nur im Stande wär gewesen zu bemerken, ob es Tag oder Nacht sey — aber selbst diese Bemerkung war in dem Augenblicke zu sein für ihn; indessen beruhigte Hochheim, der überhaupt die schnellen Siege nicht liebte, sie dadurch, daß er, so sehr er fühlte, was das sagen wolte, dennoch diesen Vortheil für heute nicht so sehr verfolgte, sondern nur auf die bescheidentste Weise seine ganze volle Liebe — nicht sich merken ließ, aber doch verrieth; und das ungestüme: was thatst du jetzt? welches sie

sich im ersten Augenblicke und auch nachher unendlichemal darüber zurief, ward nach und nach durch das Wohlbehagen überstimmt, mit dem sie sich zurief: er liebt dich! — welches zugleich die vollständigste und befriedigendste Antwort für das obige: was thatst du? enthielt.

Beym Abendessen hatte etwas mehr als Zufall unter einer Anzahl von zwanzig Personen Hochheim gerade neben Henrietten und den jüngern van der Bloom gerade neben Julien gebracht; aber so wie durchgängig im Laufe der Weltbegebenheiten dafür gesorgt ist, daß keine Glückseligkeit ganz vollkommen sey, so muste der blosse Zufall diesem gegen über Pol, und jenem gerade über der alte van der Bloom führen, und jeder seinen Mann, bis zur Verzweiflung — unterhalten. Denn Pol deklarirte nun, daß er dieses Soupee der Eroberung von Yorktown und der Gefangennehmung des Lord Cornwallis zu Ehren gegeben hätte, dabey er so tapfer für die Amerikaner focht, und sich so gegen die Engländer hielt, daß alle Deutsche, die hier mit ihm am Tische sassen, hätten die Flucht ergreifen mögen, bis er endlich auf das Wohl des la Fayette und Washington so fleißig getrunken hatte, daß ihm selbst beynahe darüber schlimm und seine Zunge schwer wurde, da denn endlich Leo van der Bloom ei-

nigen Frieden bekam. Denn Pol hatte alle diese Reden an ihn gerichtet, weil er ihn noch immer für einen Holländer, und also bey dem Kriege um so mehr intereßirt hielt, dahingegen van der Bloom mehr wünschte, Progressen gegen Julien zu machen, als selbst Pol gegen die Engländer.

Der alte van der Bloom aber, der Hochheim für immer abgeschreckt, sich mit ihm auf seine Lieblingsmaterie einzulassen, der aber bey alle dem doch in seinem schönsten Humor, folglich äusserst mittheilbar war, glaubte, daß er sehr schicklich mit ihm von seinem Metier spräche, eröffnete also eine Unterhaltung über die Justizreformen in verschiedenen Ländern, die das Beypferd war, welches er ausser dem Paradegaul der Kirchenverbesserung hielt, und worauf er fast so gut beritten war als auf jenem. Hochheim, den es überhaupt nicht erbaute, wenn man mit ihm von Sachen sprach, die man nicht verstand, und sonderlich, wenn man gar so weit zurück war, daß er nicht nur nichts lernte, sondern daß man auch gar nicht einmal verstehen könte, was darüber gesagt wurde, welches hier vollkommen der Fall war, fühlte sich am allerwenigsten heute in der Lage, solches Gewäsch anzuhören; denn er hatte mehr zu denken, und seine Seele war in einer Bewegung, wie die Seele Columbo's, als

man zuerst Land sah. Denn so groß da die Freude war, so ermangelten doch nicht die Fragen: ob dies auch wirklich Land? — ob es auch das von ihm geträumte Land sey? und wer weis welche noch, ihn zu beunruhigen. Kurz die Untersuchung und Beantwortung dieser und mehrerer solcher Fragen, seine Entdeckung betreffend, lag ihm vor der Hand freylich näher am Herzen, als jene Justizreformen, an welche alle, die seines Vaterlands ausgenommen, er blos durch das Band der Zeitungen gebunden war, welches doch gewiß nicht das engste ist. Allein die fertigste, zumal männliche Zunge schwatzt sich müde, wenn sie noch dazu so wenig Aufmunterung erhält, als van der Blooms. Und so ward am Ende auch für Hochheim Friede.

* * *

Leo van der Bloom, der, wie wir gesehen haben, in vielen Stücken andre Grundsätze hatte als Hochheim, dachte auch über das Verhältniß der beyden Geschlechter und über den Charakter des weiblichen ganz anders, und daher war auch ihr Benehmen in ihrer jetzo sich ähnlichen Lage so verschieden; denn konnte man Hochheim vielleicht

ein

ein bischen mistrauische Zurückhaltung und allzu-grosse Furchtsamkeit Schuld geben, so war das Zutrauliche und Uebereilte in van der Blooms Betragen hingegen sehr sichtbar und augenscheinlich. Diesen beiderseitigen Grundsätzen zu folge hatte Hochheim seine Henriette ein einzigmal, van der Bloom hingegen Julien in den nächsten acht Tagen achtmal gesehen, und war dabey so lebhaft und angelegentlich gewesen, daß er sehr beträchtlich vorgerückt war, während daß Hochheim noch immer bey sich überlegte, ob er auch in der That Henrietten nicht misverstanden, und etwas eine Bedeutung beygelegt, daß sie blos zufällig gethan habe.

Denn Julie war, gegen ihre Schwester gerechnet, in ihrem Benehmen nach eben dem Verhältniß, das zwischen Hochheim und van der Bloom statt fand, voreilig. Wie ihr nun gleich den ersten Abend, als sie sich vorgenommen, eine Rolle mit van der Bloom zu spielen, der Gedanke durch den Kopf oder auch durchs Herz gefahren war, daß es im Ernste nicht unrecht sey, wenn man so von einem ganz leidlichen Jungen, dessen Vater grosses Geld hatte, geschmeichelt werde, und daß man mehr als blos um eine Komedie zu spielen, so eine Eroberung machen könnte,

so folgte sie auch diesem Plane ziemlich unverdeckt; und dies war gerade die Art, wie sie ihn fesseln konnte, denn da sie eine Person war, die in Gesellschaften, im eigentlichen Verstande des Wortes genommen, Lerm machte, und wie gewöhnlich dergleichen Leute, am meisten geschmeichelt und distinguirt — vielleicht auch zuweilen wegen ihrer Zunge gefürchtet wurde, so behagte dies van der Blooms Eitelkeit, und reizte sie unwiderstehlich, sich von dieser, in der Gesellschaft vor allen gesucht, vor allen distinguirt zu sehen; und darinnen war ihr Benehmen sehr ungezwungen, denn sie machte sich kein Bedenken, ihren Geschmack selbst auf Unkosten der angenommenen Regeln der Höflichkeit und der gesellschaftlichen Gebräuche zu befriedigen. Man kann also leicht vermuthen, daß in Zeit von acht Tagen van der Blooms Negotiationen, zumal mit der Wärme betrieben, mit der er sie betrieb, sehr gut von statten gehen musten.

Hochheim kam zu van der Bloom, und weil er bemerkte, daß dieser jetzt eben so absichtlich nach dem Fenster gieng, weil die jüngere Pol an dem ihrigen war, als er zuvor davon weggegangen, so konnte er nicht umhin, einige Betrachtungen darüber anzustellen. Es war in der That nicht Rechthaberey, davon etwas zu äussern, denn

denn im Grunde hatte er diesen Fehler gewis so wenig, als irgend ein Mensch, auch nicht Proselyten sucht, jenen zu seiner Meinung zu bekehren, denn wenn er auch diese fast allen Menschen eigne Eitelkeit gehabt hätte, so kannte er doch seinen Mann, und sahe überdies ein, daß dies vorzüglich der Fall war, wo er keinem Menschen zumuthen konte, unrecht zu haben, sondern im Grunde war es wirklich blos Neugierde und Beobachtungssucht, zu sehen, wie man sich aus dieser Sache ziehen werde.

Hochheim. (weil van der Bloom in kurzer Zeit zum drittenmale nach Julien sieht.) Die Zeiten wandeln sich, wir mit den Zeiten, sagt ein lateinisches Sprüchwort, und dies ist wirklich eins der weisesten in dieser Sprache!

van der Bloom. Schon gut! schon gut! Du brauchst Dich gar nicht in diese lateinische Unkosten, zusamt der Uebersetzung zu stecken; ich verstehe dich lange. Aber ich habe mich nie für unfehlbar ausgegeben! ich bekenne sehr willig und gerne, daß ich mich in ihr geirrt hatte, und ich will es, wenn es Deine moralische Kasuistik durchaus verlangt, vorn auf dem Markte ausrufen, oder ausrufen lassen, weil ich fürchte, daß es durch meine Kehle noch nicht so allgemein kund

werden dürfte, als durch die Kehle eines professionirten Ausrufers.

Hochheim. Lieber Freund! Du ereiferst Dich gleich! das must Du nicht thun, denn es ist gar nicht böse gemeint von mir.

van der Bloom. Nun das weis ich allenfalls, wie gut oder wie böse das gemeint ist. Aber das ist doch gewiß, daß sie erstaunend viel angenehmes hat, viel insinuantes.

Hochheim. Ach ja, viel Zuvorkommendes — Hab ich nicht schon sonst ihre Parthie genommen?

van der Bloom. Ach ich weis wohl, daß Du mich nur darüber auslachst, aber das weis ich auch noch, daß jemand bey andrer Gelegenheit sagte, um einen andern seine Handlungsart zu beurtheilen, müsse man alle die kleinsten Umstände wissen, die zuvor und dabey vorgefallen wären, und die oft das Ganze entschieden.

Hochheim. Wozu aber alle diese Entschuldigungen über eine Sache, die ja wohl keiner Entschuldigung bedarf, und gegen jemand, den Du gar nicht Rechenschaft schuldig bist.

van der Bloom. Ich hab es auch blos als ein Opus operatum gethan; weil ich zumal, wie Du weist, eigentlich den Grundsatz habe, mich ohne Aufforderung niemals zu entschuldigen.

Hochheim. Dies ist ein Grundsatz, der Deinem guten Zutraun zu Dir Ehre macht, den ich aber nicht allen Menschen wünschen wolte.

van der Bloom. Ich schmeichle, daß sie nichts dabey verliehren würden, denn er erwächst nicht aus dem stolzen Zutrauen zu mir, daß ich alles recht machte, sondern aus dem sehr demüthigen, daß andre Leute wohl auch so klug sind wie ich und die Sache einsehn.

Hochheim. Sehr wohl, nur ist doch oft der Fall, daß auch sehr gescheite Leute eine Sache ganz von anderer Seite ansehn können, als wir sie angesehn haben; und dieses müssen wir ihnen vorstellen.

van der Bloom. Und dieses wird uns nichts helfen; denn sie werden immer noch die Sache aus dem nemlichen Gesichtspunkte ansehn, aus dem sie sie zuvor ansahen.

Hochheim. So war das vielleicht der richtige, und ohne ein erstaunliches Zutrauen von Unfehlbarkeit sollte man wohl nicht diese Gelegenheit vorbey lassen, sich zu belehren, vorausgesetzt, daß andre nie so billig wären sich belehren zu lassen.

van der Bloom. Ja dann müßten uns auch allezeit die, bey den wir uns entschuldigen, ihre Meinung sagen, und wie geschieht das?

Hochheim. So will ich Dir selbst dieses zugestehn, daß wir den Nutzen nicht dadurch erreichen können, aber kömmt es nicht zuweilen auch darauf an, was ich mir selbst bey einer Sache gedacht habe, und dieses muß ich doch für mich anführen.

van der Bloom. Dies ist wohl der schlimmste Fall. Denn hab ichs mit Leuten zu thun, die mich kennen, so müssen sie das so wissen oder aus meinem Charakter schliessen, kennen sie mich aber nicht, welches Recht hab ich, von ihnen zu fodern, daß sie mir so aufs Wort glauben sollen? da sie weiter für meine Zuverläßigkeit keinen Bürgen haben. In beyden Fällen ist es also überflüßig, und macht in den Augen der Menschenkenner eher verdächtig als unschuldig.

Hochheim. Aber ich setze den Fall, daß wir ihnen Thatsachen vor Augen legen können, die sie zuvor nicht wusten, und die uns entschuldigen.

van der Bloom. Wie oft kann das geschehen, ohne daß wir Zeuge in unsrer eignen Sache sind, und selbst dann muß man mit sehr billigen Leuten zu thun haben, wenn man überzeugen will. Da beruf ich mich auf das, was Du selbst oft von der Schwierigkeit gesagt hast, Menschen von einer einmal sich gemachten Vorstellung abzubringen; und ich frage Dich selbst auf Dein

Gewissen und Deinen unpartheyischen Ausspruch, ob Du nicht selbst, wenn jemand sich so zu rechtfertigen gesucht, oft dabey gedacht hast: ja das sagt er; aber ists darum auch wahr? — und da wolt ich eher noch andern Verdacht auf mir sitzen lassen, als ich eine einzige solche mistrauische Frage befürchten sollte. — Doch bald scheint mirs selbst, daß ich mich wegen meinem Satze von den Entschuldigungen entschuldigte.

Hochheim. Ein neuer Beweis, wie oft Grundsätze der Vernunft mit unsern Handlungen im Zwist sind. Ohngeachtet ich Dir übrigens zugestehen muß, daß ich über diesen Satz in vielen irrig gewesen bin, und daß ich mich von seiner stolzen Mine, die er hat, abschrecken lassen.

* * *

Wenn wir den Grund unsrer Handlungen untersuchen, so finden wir, daß der ganze Strohm unsrer Thätigkeit, der eigentlich aus dem Eigennutz entsprang, sich bald in bloße Sensualität, bald aber und unendlich öfter in Eitelkeit ergießt — ich nehme hier alle diese Worte im größten Umfange ihrer Bedeutung; aber denn fordre ich auch jeden, der unpartheyisch genug ist, auf, sich davon zu überzeugen; und

es ist sonderbar, daß, ohngeachtet Eitelkeit eine Leidenschaft scheint, die bey weiten nicht so unmittelbar auf uns würkte, als die Sinnlichkeit, sie dennoch ihre Herrschaft selbst über diese ausgebreitet hat, so daß ich überzeugt bin, daß an hundert Ausschweifungen, die man einzig der Sinnlichkeit Schuld giebt, die Eitelkeit gewiß eben so viel Antheil hat; so wie auch schwerlich jemand existiren wird, der sich nicht so weit von ihr führen läßt, zu glauben, daß er wenigstens durch irgend etwas, es sey was es wolle, vor andern Menschen zu seinem Vortheil auszeichne, und sich darauf zu gute thut, da ich in dem Augenblicke, daß ich dieses schreibe, mir darauf zu gute thue, daß ich das weis und einsehe, daß dieses zu gute thun und dies ganze Gefühl von Vortheil in irgend einer Sache blos eine Täuschung der Eitelkeit sey.

Diese Grundsätze angenommen, müssen wir freylich gegen diese Leidenschaft äußerst duldend seyn. — Ein Umstand, bey dem vorzüglich jeder Schriftsteller interessirt ist — denn wenn Eitelkeit — ich will nicht sagen die Welt regieret, aber doch Premierminister ist, so müssen wir nicht darüber schreyn, wenn wir glauben, daß etwas auf ihr Eingeben geschieht, sondern müssen höchstens bemerken, wie gut oder wie schlecht

das ist, was geschieht; ohngeachtet auch dies mehr aus dem dem Verstande als aus dem Willen des Handelnden zu beurtheilen ist; wie aus so vielen Fällen erhellet, wo die Eitelkeit ihren eignen Vortheil so schlecht versteht, daß sie Spott und Verachtung, statt Beyfall und Ruhm einerndet; und wer kann verlangen, daß sie andrer Vortheil besser in acht nehmen soll als ihren eignen? wäre das nicht unbillig?

Doch wozu diese Vorrede zu einer Geschichte, die gar nicht so wunderbar und überraschend ist, dabey etwa der klügere Theil meiner Personen die Rollen der Narren spielten und so umgekehrt; sondern bey dem alles recht in der Ordnung geschieht.

* * *

Nach Verfluß von ohngefähr acht Tagen nach dem Supee auf Cornwallis Untergang, hielt der alte van der Bloom, der doch auch gerne zeigen wolte, daß er bey seinen neuen Grundsätzen alten Wein hätte, sich verpflichtet, das Supee wieder zu geben. Die Gesellschaft war ganz dieselbe mit der vorigen, bis auf eine Person, welche diese vermehrte, und das war der oftbelobte Kosmopolit.

Man weis aus dem vorhergehenden, daß seine Lebensart, seitdem er aus seiner Vaterstadt wegen seines Wohlverhaltens verjagt war, ihm nicht grosse Schätze brachte, und man wird leicht vermuthen, daß die Garderobe, mit der er bey van der Bloom ankam, nichts weniger als glänzend war. Indessen hatte sein Gönner, der doch wohl befürchten möchte, daß die alberne, sinnliche Welt, welche immer den Mann nach dem Kleide beurtheilt, seine Fähigkeiten und Verdienste in diesem Aufzuge bezweifeln möchte, ihn aufs Schönste ausstaffirt, und ihn mit zwar sehr simpeln aber reinlichen Kleidern, und welches noch nöthiger war, mit Wäsche, versorgt. Er selbst war über dieses keine üble Figur, die dadurch, daß sie ohngefähr vier bis fünf Monathe wohl genährt worden war, noch sehr gewonnen hatte, und da seine Herablassungen zu sehr gemeinen Personen — des andern Geschlechts, nicht aus niedriger Erziehung, sondern wirklich aus einem angebohrnen Hange zur grossen Lebensart entstand, so war er auch zur Gesellschaft und zu Unterhaltung der Damen ein sehr tüchtiges Subjekt.

Aber dies alles waren nicht die Eigenschaften, die ihn diesmal in einem Romane bedeutend machten, so sehr sie sonst dazu qualificiren. Julie Pol, an der die obangegebne Theorie von dem

Gründen der Handlungsarten des Menschen sich sehr sichtlich erwies, hatte keine Leidenschaft in der Welt, als schon bemerktermassen die: gerne so viel wie möglich bemerkt zu werden. Dies war die Ursache, daß sie keine Gesellschaft konnte vorbey gehen lassen, wo sie nicht einen Roman spielte, und das zwar allezeit mit dem, der in der Gesellschaft das meiste Aufsehen machte, dies mochte nun von seinem Range, oder von seinem Reichthum, oder von andern Ursachen herkommen. Nun war unser Kosmopolit wirklich ein Mann, der sehr bemerkt, und über den manche Disputation an einer Familientafel und bey einer Koffeevisite durchgefochten wurde. Denn dazu war man kleinstädtisch genug, um es sogleich zu wissen, sobald eine fremde Maus — wär es auch nur die aus der Fabel, bey Gelegenheit ihres Besuchs bey der Stadtmaus gewesen, nach der Stadt gekommen war; überdieses war er und van der Bloom die einzigen beyden Unbeschnittenen, die ihr Haar in eine Abbeelocke geschlagen trugen. — Kurz, es war auf alle Fälle so ein merkwürdiger Mann, daß Julie dem Einfalle, seine Eroberung zu machen, nicht widerstehen konnte; ohngeachtet ihr im geringsten nicht einfiel, den jungen van der Bloom aufzugeben; auf den sie sehr reelle Absichten hatte, und dessen Besiegung

ihr, wie wir schon wissen, wirklich am Herzen lag.

Von Seiten des Kosmopoliten nun war obgedachtermaassen so ein kleines Abentheuer gar nicht unwillkommen, und er hatte, wie man leicht glauben kann, bey der vielen Uebung und bey der natürlichen Fähigkeit, so gute Addresse dazu, daß die Sache nach Herzenslust von statten gieng.

Leo van der Bloom, der in Julien von ganzen Herzen verliebt war, aber gewiß auch seine Liebe zu schätzen wußte, war anfangs sehr ruhig bey allen diesen gegenseitigen Kriegsrüstungen, und glaubte, daß er nur brauche seine Flagge wehen zu lassen, um sie vor des Herren Landstreichers Augen vorüber im Triumpf aufzuführen. Sie bemerkte diese stolze Ruhe, und dies war ihr eine neue Anlockung, ihrer Phantasie zu folgen, denn dafür kannte sie nun schon ihren Mann, in van der Bloom, daß ihr dieser, wenn er auch sich zurück ziehn wolte, doch immer wieder in ihren Hinterhalt fallen muste.

Nachdem also van der Bloom einige Zeit ruhig aus dem Hafen zugesehen hatte, wie Julie mit dem Kosmopoliten angebunden, und wie sie sich eine Lage über die andere gegeben, fand endlich für gut, heraus zu seegeln, in der gewissen Erwartung, daß vor ihm sogleich jene streichen

und dieser davon seegeln würde, ohne daß er sich weiter die Mühe genommen hätte, auch nur eine Kanone abzufeuern; allein er fand, daß er sich in dieser Erwartung so sehr geirrt hatte, daß man nicht nur vor seiner Flagge nicht die Seegel strich, sondern auch, weil ihr dieß verdroß, und er der Julie eine Lage gab, diese gegen beyde sich gleich gut hielt, aber immer mehr geneigt schien, an den Kosmopoliten sich zu ergeben, als an van der Bloom.

Leo war ganz verplüft über eine Wendung seines Schicksals, die er nie vor möglich gehalten hätte. Sich einem Manne nachgesetzt zu sehen, der in seinen Augen nichts, als ein windiger Glücksritter war, und das von wem? von einem Mädchen, deren ganzes Glück zu seyn er sich schmeichelte; und wo er gar nicht glaubte, daß es noch erst eines Sieges bedürfte, weil er nicht anders wuste, als daß man sich schon auf Diskretion ergeben hätte. Lauter Vorstellungen, durch seine Seele jagten, und die, so wenig Wohlgefallen er daran fand, dies so oft wiederholten, bis sie auf die ganze künftige Erndte seine Freuden niedergetreten hatten. Anfangs wuste seine beleidigte Eitelkeit gar nicht, auf wen sie am aufgebrachtesten seyn sollte, ob auf den Kosmopoliten, der es wagte, sich ihm so gleich zu stellen, und

ihm diese Kränkung zuzuziehn, oder auf Julien, die nach solchen Aeusserungen sich nicht scheute, ihm einen Vagabunden vorzuziehen, den sie zum erstenmale sahe. Endlich vermocht es, wie billig, der letztere Gedanke über den erstern, und Julie las so viel in seinem Gesichte, daß sie beynahe wär aus aller Fassung gekommen, denn sie fürchtete, daß sie doch vielleicht zu weit gegangen wäre, und daß er sie vielleicht ganz aufgeben würde, welches im geringsten ihre Meinung nicht war.

Indessen gieng van der Bloom, um nicht Julien, noch weniger aber seinem Nebenbuhler, den Triumpf zu geben, daß er als ein müßiger Zuschauer da stand, und diese ihm so skandalöse Geschichte mit ansah, nach einem andern Zimmer, ohne daß er übrigens wär im Stande gewesen, auch nur zwo ordentliche Gedanken zusammen zu setzen; denn seine Eitelkeit lag noch da, wie Satan im Milton nach dem neuntägigen Fall, und da bey ihm diese den Scepter führte, so verursachte eine solche Betäubung für einige Zeit eine gänzliche Anarchie; welche sich auch schwerlich sogleich würde verlohren haben, denn man weis wie das gehet, ehe sich solche harte republikanische Köpfe, wie die menschliche Leidenschaften sind, unter einander vergleichen, wenn sich nicht der gegenwärtige Erbfeind von allem ge-

zeigt hätte, gegen den sich denn sogleich alle im Augenblicke unter die Fahne des Zorns vereinigten.

Julie hatte länger keine Ruhe, sie suchte also so schicklich als möglich mit ihrem neuen Liebhaber abzubrechen, und eilte nach dem Zimmer, nach welchem van der Bloom gegangen war, um nicht Gefahr zu laufen, daß dieser Schade unheilbar werden möchte. Sie fand ihn allein und in sehr tiefen Gedanken am Fenster stehen, ein Umstand, welcher machte, daß sie beynahe schon selbst über ihre Aengstlichkeit gelacht hätte; denn sie sahe nun schon, daß Leo van der Bloom nicht der Mann wäre, der ihr aus ihren Garnen entrinnen könnte, weil sie sich fühlte, daß, wenn er auch heraus wäre, sie doch allezeit noch schnell genug wäre, ihn wieder zu ereilen. Sie wär beynahe wieder umgekehrt, wenn sie nicht gefürchtet hätte, daß er diesem noch eine schlimmere Deutung geben möchte, sie entschloß sich also anders und gieng auf ihn zu:

Sie sind ja heute gewaltig philosophisch!

van der Bloom. (ernsthaft, fast bitter) Es giebt Fälle, wo manns werden muß, und wo es ein grosses Glück seyn würde, wenn mans schon wäre!

Julie. Das weiß ich nun nicht, wie Sie das meinen, wenn Sie darunter so einen misanthropen Ernst verstehen, wie Sie heut an sich haben, so bin ich nicht Ihrer Meinung.

van der Bloom. Misanthrop? wie so?

Julie. Nun der kann doch nicht die Menschen lieben, der sie so fliehet, sich aus ihren Zirkel heraus reißt, und her in einen einsamen Winkel stellt?

van der Bloom. So? der könnte die Menschen nicht lieben? Sie reden sehr wider Ihre Ueberzeugung, denn diese sagt Ihnen gewiß: er könnte die Menschen lieben.

Julie. Ja Sie haben recht, ich war sehr einfältig, daß ich das nicht einsah, daß so ein Mensch lieben könte, und das zwar recht innig liebte, und sich aus dem geräuschvollen Zirkel losriß, um in süssen melancholischen Träumen ungestört die entfernte Geliebte zu umschweben.

van der Bloom. O Sie sind in einen treflichen Humor! recht begeistert und zum Begeistern. Sprachen Sie nicht von einer entfernten Geliebten?

Julie. Ja; und Sie wollen gewiß, daß ich Ihnen noch viel davon vorschwatzen soll —

van

van der Bloom. Nicht eben das, — sondern ich wolte nur wissen, was gehört wohl dazu, daß man von einer Geliebten sagen könne, daß sie entfernt sey, und daß man sich so zu ihr träume.

Julie. Davon kann ich nicht urtheilen, aber mich deucht nicht eben viel, eine Strasse, ein Haus — eine einzige Wand ist wohl dazu genug —

van der Bloom. Eine einzige Person dächt ich sogar. Scheint Ihnen das nicht so?

Dies war nicht ganz, was sie sich erwartet hatte, sie wuste also wirklich nicht sogleich, was sie darauf antworten sollte, weil sie also noch nachdachte, nahm van der Bloom wieder das Wort.

Ich kann Ihnen das Nachdenken ersparen, zerbrechen Sie sich den Kopf nicht; glauben Sie mir aufs Wort, eine einzige Person kann zwey Liebende weiter auseinander bringen als — ein Schiff zu seegeln vermag.

Julie. (scherzend) Meinen Sie auf dem festen Lande?

van der Bloom. In der That Sie sind unerschöpflich an Witz! aber es scheint auch, daß der Strom Ihres Witzes selbst den letzten Funken von Empfindung in Ihnen ausgelöscht habe

Julie. Aber daß das Feuer Ihres Charakters auch den letzten Tropfen kaltes Blut in Ihnen aufgetrocknet.

van der Bloom. Das sind ja Dialogen, die man könnte drucken lassen.

Julie. Und eine Deklamation, damit sie auf dem Wiener Theater Beyfall einernten würden.

van der Bloom. Ha! und Sie verstehen Rollen zu spielen, als man vielleicht auf keinem Theater in der Welt gesehen hat.

Julie. (etwas ernster) Lieber Freund, Sie phantasiren.

van der Bloom. Zum allerwenigsten, und wenn man durch Leidenschaften rasend werden kann, so sagen sie lieber gleich: ich rase. Und den will ich auch sehen, der an meiner Stelle die Vernunft behält. Aber ich sehe nicht, wie Sie Ihre Zeit so verliehren und sich herstellen können, mit einem so unbedeutenden Wesen zu schwatzen, da Sie sie besser anzuwenden wissen.

Julie. (noch ernster wie oben) Van der Bloom, Sie sind ungerecht! sehr ungerecht! was glauben Sie von mir?

van der Bloom. (mehr bitter als heftig.) Nichts, als daß ich Sie misverstanden hatte. Der Fehler lag aber blos an mir, und an meiner stolzen

Anmassung, mit der ich mir schmeichelte, so ein Herz zu besitzen.

Julie. Sie sind sehr undankbar....

van der Bloom. Nicht so sehr. Sie haben recht, ich habe acht Tage durchlebt — acht paradiesische Tage; aber selbst paradiesische Tage um diesen Schmerz erkauft, dies ist sehr theuer. Ich war zuvor nicht unglücklich, aber jetzt könnt ich mit jedem auf der Folter tauschen, und ich würde durch den Tausch gewinnen. Bin ich also sehr ungerecht? sehr undankbar? —

Julie. Immer noch! Denn Sie schreiben Empfindungen auf meine Rechnung, die Ihre Phantasie Ihnen erregt, Schmerz, den Ihnen Ihre sonderbare Einbildung gemacht hat.

van der Bloom. Sie haben recht, es war eine abgeschmackte Vorstellung, die ich mir machte! weil Sie in meinem Beyseyn dem Herren schöne thaten, weil Sie ihn mir vorzogen — gleich dacht ich, ich hätte Ursache eifersüchtig zu seyn. Ueber die sonderbare Einbildung!

Julie. (mit entschloßner Kälte) Sehr gut. Wenn Sie der Mann sind, der Gefahr läuft, mit so einem Geschöpf verwechselt zu werden — so hätte ich ohnedies nichts weiter mit Ihnen zu reden, aber bey Gott, dafür hielt ich Sie nicht,

sonst konten Sie mir nicht das seyn, was Sie mir waren. (Sie will weggehen.)

van der Bloom. (im ganz veränderten Tone) Julie — um Gottes willen Julie bleiben Sie!

Julie. Um neue Artigkeiten, neue Lobsprüche für meinen Charakter von Ihnen zu hören!

van der Bloom. O Julie, so hätten Sie mich wirklich noch geliebt?

Julie. Ob ich Sie noch geliebt hätte! ich, die ich so stolz darauf war, Sie gefunden zu haben, daß ich mich nicht darüber blos im Stillen freun wolte; daß ich eben Sklaven winkte, die Ihren Triumphwagen ziehen sollten.

Dies brachte van der Bloom ausser sich; denn dies war so glänzend und dabey so schmeichelhaft für ihn gesagt, daß er davon ganz bezaubert war, und Julie hatte ihn auch schon so weit kennen lernen, daß sie vom ersten Worte an dies Gespräch auf diese Zauberformel hin zu führen suchte, davon sie sich mit so vielen Grunde solche Wirkung versprach. Denn die Idee, daß man blos Sklaven winkte, um seinen Triumphwagen zu ziehn, war van der Bloom so angemessen, daß er von der Zeit an bis zu einer gewissen merklichen Entwickelung, Julie mochte thun was sie wolte, sich gar nicht träumen ließ, daß sie etwas

anders thät als Sklaven winke, um seinen Triumphwagen zu ziehn.

Ohne daß auch nur ein einziges Rad von einem Triumphwagen durch seinen Kopf gerollt wäre, stand indessen in voller Verlegenheit Hochheim, und in noch grösserer Henriette über die Art, wie sie sich gegen einander benehmen sollten, denn ohngeachtet sie sich seit dem merkwürdigen Abend, wo der Uebergabe von York Town zu Ehren Henriettens Herz war übergeben worden, schon einmal gesehen, so war doch dieses nur sehr flüchtig geschehen, wo man vor Eil gar nicht hatte ans Ceremoniel denken können, und wo man sich auch nicht sehr nahe gekommen war, aber diesmal hatte man nun die Zeit gehabt, schon im voraus darauf zu studiren; und je mehr man über etwas der Art studirt, desto weniger weis man sich zu helfen. Denn da war nun die grosse Frage: sollte man auf die erwähnte Geschichte sich beziehen oder nicht? von seiner Seite widerrieth jenes die Bescheidenheit, auf der ihrigen eine sehr rühmliche Unschuld und Neuheit; was dazu rieth, überlaß ich den Lesern zu denken, und ich lebe der guten Hoffnung, daß sie, ohne grosse Propheten zu seyn, es werden errathen können.

Weil aber dieser pro's und contra's durch diese Berathschlagungen immer mehr wurden, so

lies man endlich die Sache den Gang gehen, den sie selbst gehen wolte, das ist, man behagte sich aufs beste, ohne im geringsten weiter sich auf jenes vergangne Wohlbehagen zu beziehen, versteht sich Hochheim mit aller ihm eigenen Bescheidenheit, so wie Henriette mit aller ihrer zurückhaltenden Sittsamkeit.

* * *

Unser Kosmopolit fieng, bewandten Umständen nach erst wieder an aufzuleben, da die Liebe neuen Geist in ihn hauchte, und nach einem Winter von sieben langen Monaten, solche Frühlingsgefühle in seiner Seele weckte. Ohngeachtet nun Gottfried van der Bloom viel zu tief in schriftstellerischen Arbeiten vergraben war, um dieses zu bemerken, so fand sich doch sein Sohn berufen, ein wachsames Auge zu haben; nicht daß er in Julien das geringste Mistrauen mehr gesetzt hätte, sondern, in einem Menschen, in dem sich so viel Umstände vereinigten, die ihm unangenehm waren, muste selbst dieses anscheinende Wohlbehagen ein Verbrechen seyn; und der Kosmopolit war, bey verschiedenen andern parasiten Eigenschaften doch nicht politisch genug — wie aus seinem vorhergehenden erbaulichen Leben

schon zu merken ist, sich in diesem Punkte auch das geringste zu versagen. Dies gab zu mancherley Tischgesprächen Anlaß.

Gottfried van der Bloom. Das was mich nur verwundert, ist, daß bey der so zunehmenden Aufklärung die Sittenverbesserung noch nicht merklicher ist.

Kosmopolit. Dies ist ganz natürlich, wie alles was geschiehet, denn die Aufklärung geht bey den Leuten jetzt zwar so weit, daß sie sehen, sie waren auf dem falschen Wege, aber noch sind sie darum nicht sogleich auf dem rechten. Sie sehen wohl, daß dies Aberglaube und Menschensatzungen waren, die sie glaubten, aber noch sind sie nicht alle auf die wahren Sätze zurückgekommen...

G. van der Bloom. Ja, es fehlt an der allgemeinen Gottesverehrung, an der natürlichen Religion.

Kosmopolit. Sehr richtig Herr van der Bloom. Denn da haben sie gedacht, sie dürften nur glauben, was ihnen ihr Dogma lehrte, so sey alles schon gethan; der Wandel sey nur ein Nebenwerk, sie brauchten sich ja nur auf die Genugthuung zu verlassen. Aber wenn sie die Sätze der natürlichen Religion annehmen und ihre Moral, wie ist es möglich, daß alsdann dabey

noch jemand so unmoralisch handeln kann als jene handeln.

Leo van der Bloom. Dies ist doch nicht ein Satz, aus dem sie andere folgern.

Kosmopolit. Warum nicht?

Leo van der Bloom. Weil ich das System beklagte, das auf einen Satz gebauet wäre, von dessen Unrichtigkeit sie sich alle Tage überzeugen können.

Der Kosmopolit merkte hier gleich die Wendung des Gesprächs, war also verlegen, und in der Verlegenheit machte er seine Sache noch schlimmer, weil er, ohne daran zu denken, mechanischer Weise eine Dilation suchte, die ihm, wie er wissen konnte, sehr theuer zu stehen kam, denn er fragte:

Wie so?

L. van der Bloom. Weil Leute, die sogar die Apostel dieser Lehrsätze machen, so ganz das Gegentheil davon beweisen. Nur noch dieser Tage las mir einer meiner Freunde aus einem privat Briefe so eine Geschichte, die sich zwar schon wohl vor einem Jahre in Niedersachsen in einem Dorfe Boorden zugetragen hat, wo auch ein solcher aufgeklärter Kopf eine Rolle drinnen spielte — aus welcher sich für die Kraft seiner Sittenlehre nicht viel Gutes folgern ließ.

Dies war äusserst boshaft, denn dieses war eine Geschichte vom Kosmopoliten, die ihm sehr wenig Ehre machte, und die van der Bloom zu- fälliger Weise erfahren hatte. Der Kosmopolit, troz seiner grossen Gabe der Unverschämtheit, ver- stummete sogleich.

Der alte van der Bloom saß indessen dabey – wie er bey vielen Gesprächen saß, unschuldig wie ein Kind, ohne eine Sylbe von alle dem zu argwohnen, was dies vor Beziehung haben könn- te, und ersparte sich dadurch den nicht geringen Schmerz, seinen Freund, gegen den ohnedies das Schicksal in der Welt schon so ungerecht ge- wesen war, noch mehr gekränkt zu sehen, und dieser entbehrte um die Unwissenheit dies Mitleid sehr gerne, und hoffte ängstlich, daß indessen der alte van der Bloom das Wort nehmen, und das Gespräch von diesen ihm so empfindlichen Fleck- chen wegkommen möchte; während daß Leo sich an seiner Angst weidete, und mit der Mine, als ob er so eben die ganze Geschichte erzählen wolte, das Gespräch wieder aufnahm, und fortfuhr:

Dies ist nun freylich weiter keine so grosse Merkwürdigkeit, aber einige komische Situatio- nen waren dabey, die mich äusserst amüsirt haben —

Hier hielt er abermals innen, doch ohne diese Matérie zu beschliessen, sondern immer noch mit der obigen Mine, allein indessen hatte sich der Kosmopolit wieder von seiner Verlegenheit erholet, und ergriff diese Pause, um van der Bloom zu unterbrechen:

Ja solche Poßierlichkeiten mischen sich oft unter die skandalösesten Begebenheiten, und machen sie ordentlich zu Vademekums Geschichten; zumal da bey dergleichen Gelegenheiten beständig hinzu gesetzt, und die Begebenheit so lange gedacht und gewand wird, bis eine Poßierlichkeit heraus kommt.

Van der Blooms Rache war nun gesättigt, er ließ also geschehen, daß der Kosmopolit, der so in der Angst die Zügel des Gesprächs ergriffen, es nach seinem Gutbefinden lenkte, wohin er wolte, und schwieg wie gewöhnlich, sobald er mit seinem Vater und ihm allein zusammen war. Denn das wuste er im voraus, wenn er anfieng zu sprechen, so wurde Streit, und sich mit seinem Vater zu streiten, war er zu stolz, weil er sich dünkte viel klüger zu seyn als der, und ihm dennoch als Sohn nachgeben muste. Allein das nächstemal, daß er wieder Gelegenheit hatte, den Kosmopoliten wieder auf diese Weise seiner

Freundschaft zu versichern, so ermangelte er nicht, es zu thun.

* * *

Indessen war durch van der Blooms grosse Thätigkeit und Eifer für das Glück der Menschheit, vorzüglich aber des deutschen Vaterlandes und durch die paradisirte Kritik des Kosmopoliten das unsterbliche Werk vollendet, worauf sich die Umkehrung, oder doch wenigstens die Einrichtung der ganzen kirchlichen Verfassung von zwanzig Millionen Menschen gründen sollte; damit hatte er zugleich eine sehr weise politische Abhandlung verbunden, und sehr klar bewiesen, wie diese Kirchenverbesserung dem deutschen Reiche so ein politisches Uebergewicht gebe, daß dies der sicherste und unfehlbarste Grund zur Universalmonarchie sey; ein Beweis, der eben so interressant als unwiderleglich war, und aus welchem er noch für das Glück der ganzen Menschheit unzählige wichtige und unabsehlige Folgen zog.

Nunmehro ward sehr feyerlich beratschlagt, wie man das Werk an den Kaiser bringen sollte.

Van der Bloom war der Meinung, daß diese geistliche Augenkur so gut ordentlich durch unmittelbare Briefe an ihn zu bringen sey, als Sem=

mel in Wasser geweicht; wolte also dieses Werk unter seiner Addresse einsenden. Der Kosmopolit hingegen mit seiner weit grössern Weltkentniß, die sich freylich sonst nicht mehr bis zu den Grossen der Erde verstieg, fand es für schicklicher, sich in dieser wichtigen Angelegenheit erst an den Fürst Kaunitz zu wenden, weil, wie er sehr weislich hinzu setzte, der Beyfall von so einem alten erfahrnen Staatsmann ihnen um so viel weniger entgehen könne, da die Folgen davon so schön auseinander gesetzt wären.

Der gute Alte, der alles, was dieser sagte, für Orakelsprüche hinnahm, ließ sich auch dies gefallen, ob es gleich nichts als den Betrug und die Arglist mit jenen gemein haben mochte, er setzte sich also hin und schrieb:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Herr!

Wenn das Glück der Menschheit und das Wohl unsers Vaterlandes uns angelegen seyn muß, wenn der stolze Gedanke Einfluß auf das Wohl oder Uebelbefinden von Millionen zu haben, irgend einer Anstrengung und eines Risiko selbst ohne Assekuranz werth ist, so werden Ew. Durchl. die Kühnheit entschuldigen, mit der

Hier wurde wieder eine Pause gemacht und beratschlaget, ob sie beyde das Werk in Compagnie, oder ob es blos van der Bloom unter seinem Namen allein überschicken wolte. Der Kosmopolit, der eigentlich nicht mit jeder Resignation sich vertragen konte, schuf sich selbst welche, die ihm anstanden, auf diese Weise machter er sich auch dies zur Resignation, und entsagte der Unsterblichkeit, die dies seinem Namen würde gegeben haben; welches auch van der Bloom, wiewol nicht ohne vieles Komplimentiren, und ohne herzliche Erkentlichkeit gegen diese Großmuth annahm und fortfuhr:

ich es wage, Denenselben ein Werk vorzulegen, das nach meiner Ueberzeugung Deutschland auf dem Gipfel seiner möglichen Glückseligkeit bringen muß; da es nun jeden unter uns angebohren ist, gern froliche Menschen um sich her zu sehn, so hab ich mir die Beruhigung nicht versagen können, dadurch mich meiner Bestimmung um so viel näher zu bringen, und Ew. ꝛc. hier einen Entwurf vorzulegen, der die politische und kirchliche Lage von Millionen Menschen um so viel verbessern muß, wenn Sich Dieselben zu dessen Ausführung verstehen wollen. Folgen, die erst alsdenn ganz einleuchten werden, wenn die

Scheidewand zwischen der ächten Gottesverehrung und den verschiedenen Symbolis und Bekänntnissen aufgehoben und die wahre Christus Religion dadurch eingeführet seyn wird.

Bis hierher wurde der Brief dem Kosmopoliten mit sehr selbstgefälliger Mine vorgelesen, um unter dem Vorwande, seine Kritik zu hören, seinen Beyfall einzuernten, und dieser freute sich so sehr über die ohne Sinn und Verstand zusammen gestoppelten Worte und Phrasen, daß es ihm gar nicht sauer wurde, sein Wohlgefallen daran zu äussern, welches den guten alten Narren so sehr aufmunterte, daß er noch über einen Bogen, den ich aber doch den Leser erlassen will, fortfuhr, so daß im Grunde sein ganzes Werk, welches auch so eine liebliche Komposition war, extraktsweise im Briefe stand.

Der Kosmopolit hatte diesem allen sehr ruhig zugesehn, ausser daß er von Zeit zu Zeit, wie gedacht, einen gewissen Tribut an Weyhrauch entrichten muste, den er, weil es eigner Zuwachs war, nicht sparte. Aber bey allem dem nahm er doch seine Maaßregeln so, daß er immer noch die Sache wenden konnte wie er wolte.

Er hatte den alten van der Bloom dahin gebracht, so viel auch dies gekostet hatte, daß er von diesem ganzen unsterblichen Werke nicht ein

Wort gegen jemand verrathen, sondern alles in größter Heimlichkeit geschrieben hatte; damit die Welt recht überrascht, und sonderlich die Ungläu-glaubigen zu Schanden gemacht werden möchten. Denn leider fehlte es nicht an Menschen, die nicht undeutlich zu verstehen gaben, van der Bloom redete vom ganzen Reformationsgeschäfte, wie der Blinde von der Farbe. Solchen unerbetnen Richtern das Maul zu stopfen, sollte nun ganz unvermuthet eine Vokation von Wien kommen, und van der Bloom wenigstens als des heil. Römischen Reichs Erzreformator dahin berufen. Damit aber auch nicht einmal durch die Bedienten etwas von der Korrespondenz mit dem Fürsten Kaunitz auskommen sollte, so übernahm der Kosmopolit die Bestellung des Packets, und van der Bloom leuchtete dies so weit ein, daß ers mit Danke annahm.

Der Kosmopolit hatte einen Bekannten in Wien — wo hätte auch ein Kosmopolit nicht Bekannte — an diesen wendete er sich also, schickte ihn einen Brief vom Fürst Kaunitz an van der Bloom, den dieser umschreiben und mit einem grossen Siegel besiegelt an denselben schicken sollte, dieses sein unsterbliches Werk aber, den Schweiß seiner Tage und die Frucht seiner durchwachten Nächte — steckte er in den Ofen.

* * *

An Julie Pol.

Noch schlürf ich in langen Zügen die Wonne des gestrigen Tages, oder vielmehr der wenigen Augenblicke davon, da Sie mir die Erde zum Himmel machten. Es wird auf morgen ein Spatziergang veranstaltet, wäre es denn nicht möglich, daß wir unsre Maaßregeln darauf nähmen, daß ich das Glück hätte, Ihnen meinen Arm zu geben, damit Sie von dem lästigen van der Bloom frey blieben. Noch weiß ich nicht, wie ich diese Zeilen in Ihre Hände bringen werde, aber die Leidenschaft, die mir Glücklichen einen Weg zu Ihrem Herzen zeigte, wird mich auch erfinderisch genug machen, diese wenigen Zeilen zu ihrer Bestimmung zu bringen — ach zur süssesten beneidenswerthesten, die es auf Erden giebt, und die der einzige Wunsch ist

Ihres

ꝛc. ꝛc.

Hier hatte nun der Herr Kosmopolit, statt dessen ich das ꝛc. ꝛc. hergesetzt habe, einen gewaltigen Fehlschluß gethan, daß er hofte, wenigstens für diesen Spatziergang sich ein Monopol auszuwirken, und van der Bloom dabey zu verdrängen, auf den er im Grunde so eifersüchtig war, als

als es dieser auf ihn gewesen; allein Julie, die durchaus die Monopole nicht liebte, sondern für die Handelsfreyheit war, fand sich zwar anfangs in einiger Verlegenheit, allein mit den Talenten einer wahren Penelope, die es so vortreflich verstand, ein ganzes Heer von Liebhabern nicht nur anzuwerben, sondern auch zu erhalten, besann sie sich sogleich auf einen Ausweg, und wie konte auch so einem Geschöpf ein Ausweg fehlen?

* * *

Ein grosses Zimmer mit Gesellschaft.

Julie und der Kosmopolit in einem Fenster.

Kosmopolit. Aber Sie verzeihen doch meiner Verwegenheit, liebenswürdigstes Mädchen?

Julie. Von ganzen Herzen, unterdessen, diesmal sind wir in übler Situation.

Kosmopolit. Wie so? können wir nicht zusammen seyn?

Julie. Nein, mein Vater hat mir schon gesagt, daß er die Parthie so angeordnet, daß ich mit van der Bloom gienge.

Kosmopolit. (unruhig) Ihr Vater selbst? mit van der Bloom?

Julie. (mit Achselzucken) Ja!

Kosmopolit. Sollte vielleicht Ihr Vater – (lebhafter) Sollte ich vielleicht so unglücklich seyn, und Sie für einem andern bestimmt sehen?

Julie. Seyn Sie ruhig! überlassen Sie das mir. Mein Vater hat freylich die Idee, allein er ist schon zu lenken. Freylich durch Widerspenstigkeit nicht; aber durch Nachgeben.

Kosmopolit. (lebhaft traurig) Ihr Vater hat Sie van der Bloom bestimmt?

Julie. Seyn Sie ruhig, sag ich Ihnen. Freylich das muß ich thun, und einige Zeit äusserlich mich stellen, als wenn ich dem Vorschlag nicht zuwider wär. Aber Sie wissen, was vor ein Mensch van der Bloom ist, Sie werden also leicht begreifen, daß ich mit dem Anschein von gröster Artigkeit und Höflichkeit gegen ihn, doch ihn so unzufrieden mit mir machen kan, daß ich gewiß vor ihm Friede habe.

Kosmopolit. O Julie! was fordre ich von Ihnen! — was opfern Sie mir auf? (indem er sich von oben bis unten besieht) Mir! —

Julie. Wenn ich aber nun sagte, ich opferte Ihnen nichts auf, sondern alles bloß der Liebe!

Kosmopolit. O so machten Sie mich unaussprechlich glücklich, liebenswürdigstes Mädchen! (indem er ihre Hand nimmt und sie küßt.)

Julie. (die ihm die Hand drückt) Aber wundern Sie sich also nicht! — Ich werde eine eigne Rolle zu spielen haben!

Kosmopolit. Und dies um meinetwillen! — O wie Sie mich stolz machen — und demüthigen! denn jetzt erst fühl ich meinen ganzen Unwerth.

Julie. Still davon — Sie haben also Zutraun zu mir! denn das müssen Sie haben, um nicht an mir durch mein Benehmen irre zu werden. Haben Sie? —

Kosmopolit. Ob ich Zutraun zu Ihnen habe? O Julie! die ich schätze über alles, verehre, anbete — bedarfs da noch der Frage?

Julie. Ich weis nicht, aber ich vermuthe; weil ich gesehen habe, daß Leute auf Personen, die sie schätzten, verehrten, anbeteten — eifersüchtig gewesen sind. Also haben Sie Zutrauen zu mir?

Kosmopolit. Unbegrenztes, überschwengliches Zutrauen, meine Göttin!

Julie. Und nun noch eins. Seyn Sie auf Ihrer Hut, damit wir uns nicht verrathen.

Kosmopolit. Ich überlasse mich ganz der Führung derjenigen, die mir alles — mehr denn das Leben ist.

* * *

Zimmer in Pols Wohnung.

Pol mit seinen beiden Töchtern.

Pol. Aber ein närrischer Mann van der Bloom! daß er so einen Vagabonden in sein Haus aufnimmt, und ihn so bey sich behält, was das vor ein sonderbarer Geschmack ist!

Julie. Nun ich weis nicht, wer dabey der sonderbarste ist; ob van der Bloem, der, um nicht so lange Weile zu haben, einen Menschen zu sich nimmt, der zehnmal gescheiter ist als er, oder der Mensch, der sich in seiner Gesellschaft zum Sterben ennuyren muß.

Pol. So? Du sähst wohl lieber, ich hätte ihn in mein Haus aufgenommen?

Julie. Nein das gar nicht, aber ich kann doch darum finden, daß er ein amüsanter Mensch ist!

Pol. (indem er mit dem Kopf schüttelt) Hm! — was ist denn der junge van der Bloom vor ein Mensch?

Julie. Er ist ein bischen sehr weise... aber fragen Sie mich doch, als wenn Sie nicht mit bey der Gesellschaft gewesen wären, lieber Papa! und auch sonst diese Leute noch nicht kennten. Sie haben mich zum besten!

Pol. Nein ich sehe, daß man bey Dir gleich ausführlichen Bericht erhält, so weiß ich mich an niemand besser zu wenden. Und der Referendarius Hochheim? —

Julie. Da müssen Sie meine Schwester fragen.

Pol. Warum?

Julie. Weil diese mehr Notiz von ihm genommen.

Pol. So? nun Jettchen, also:

Henriette. (in Verlegenheit aber scherzhaft) Lieber Papa, ich weis gar nicht, wie Sie darauf kommen, so ein Verhör mit uns anzustellen?

Pol. Ey ey armes Kind, mit Dir scheints noch weniger richtig zu seyn. Du fürchtest Dich vor dem Verhör. Aber das kann nichts helfen; nun?

Henriette. Nun wenn Sie wollen — ich halte ihn für einen artigen hübschen Mann, von sehr soliden Charakter.

Pol. Ach jetzo besinn ich mich auch, daß man heut einmal in sehr wichtig scheinender Conferenz war.

Henriette. Nein lieber Papa, es war das gar nichts Wichtiges weiter, wenigstens für mich nicht, denn er erzählte mir, daß sein Onkel von Leipzig ihm geschrieben, daß er herkommen würde.

Dies kann aber wohl für ihn etwas Wichtiges seyn, denn mich deucht, daß ich einmal gehört habe, daß der ihn unterstützt, und daß er einmal ein grosses Vermögen von ihm zu gewarten habe; mir aber war das weiter nicht so interessant.

Pol. Nun Deine Schwester scheint doch nicht unrecht zu haben, Du hast doch einige Nachrichten! — (bey sich) Nun wüsten wir denn schon, wie wir unsre Nachrichten politisch nähmen.

* * *

Hochheims Zimmer.

Hochheim. Leo van der Bloom.

Hochheim. Ich muß gestehn, vor mir hätte die ganze Parthie bleiben können.

van der Bloom. Wie so? steht sie Dir nicht an?

Hochheim. Ach ja, so sehr Lustparthieen überhaupt mir anstehen, aber das will nicht viel sagen.

van der Bloom. Auch nicht, wenn Henriette dabey ist?

Hochheim. Selbst da nicht.

van der Bloom. (ironisch) Es liegt Dir wohl auch gar nicht einmal viel an Henrietten?

Hochheim. Das ist darum gar nicht die Folge. Aber das ist sehr sicher, wenn man Theil an jemand nimmt, so glaub ich, daß man bey solchen Gelegenheiten sich am wenigsten genießt.

van der Bloom. So! man liebt also mehr die Tete a tetes? — man mag schon weit vorgerückt seyn!

Hochheim. (in van der Blooms Tone) Ich bitt um Verzeihung, man ist gar noch nicht vorgerückt.

van der Bloom. Aber doch wenigstens gegenseitig erklärt?

Hochheim. Auch dieses nicht. (während daß van der Bloom grosse Verwunderung äussert) Ja da magst Du Dich noch mehr verwundern! auch könntest Du es wissen! denn ich dächte, dies läg nicht eben ausser meinem Charakter.

van der Bloom. Dein Charakter ist doch nicht etwan gar über dergleichen Menschlichkeiten erhaben?

Hochheim. Nein das nicht, sondern ich fände diese Menschlichkeiten für jetzt über meine Situation erhaben.

van der Bloom. Das ist zu gelehrt für mich. — Du bist doch wohl kein Kind mehr, daß Dir es ein ridicule gäb Dich zu verlieben.

Hochheim. Nein, das gar nicht. Aber Du weist, in welcher Verbindung ich mit meinem

Onkel in Leipzig stehe; er hat mir freylich darinnen nichts zu befehlen, wenn Du willst, aber es wäre eben so unartig als unpolitisch von mir, wenn ich einen Mann, den ich mein Glück zu danken, und von dem ich noch so viel zu hoffen habe, vernachläßigen wolte.

van der Bloom. Nun was willst Du also thun? Dich nicht eher in ein Mädchen verlieben, bis Dir dieser eine bringt. Das ist seltsam!

Hochheim. Ja, aber wenn ich es mit guter Manier dahin einleiten kann, daß er mich selbst veranlasset das zu thun, was ich selbst zu thun Lust hatte, alsdenn glaub ich, daß es nicht seltsam ist.

van der Bloom. So must Du ein guter Negoziant seyn, um Dir das zuzutraun. Aber auf solche Weise wären noch gar keine Explikationen zwischen Euch erfolgt?

Hochheim. In der That nicht, nemlich keine wörtlichen, aber ein Blick und ein Händedruck kann viel sagen.

van der Bloom Aber Herr Philosoph, er ist mir doch ein ganzer Sophiste! ist es denn nicht gleichviel, ob diese Explikationen mit Blicken und Händedrücken gemacht werden, oder mit Worten? — oder glaubst Du, daß Du im erstern Falle eher zurück gehen kannst, wenn

Dein Onkel andre Absichten hätte, weil Du durch keine mündliche Erklärung gehalten wärst, ohngeachtet das Mädchen Dir nicht minder zugethan, und also, wenn Du sie verläßt, nicht minder unglücklich ist. — Was halten Ew. Wohlweisen davon?

Hochheim. Daß dieses alles sehr gut, aber sehr voreilig war, weil Du meine Grundsätze darüber verfehltest. Der Fall ist der, sobald ich bemerkte, daß das Mädchen mir wirklich zugethan war, und daß sie mich liebte, so war es bey mir unwiderruflich festgesetzt, daß ich mich für sie bestimmte? aber dies veranlaßt darum keine mündliche Explikation, denn ich hasse in diesem Falle durchaus wörtliche bestimmte Erklärungen, wenn man nicht sogleich ihnen genug zu thun im Stande ist; weil ich mir wohl gefallen lasse mich zu binden, aber darum gar nicht verlangen will, auch andre einzuschränken, und dies wäre doch unvermeidlich der Fall. Denn so unwiderruflich ich mich für sie bestimmt habe, so ist sie dadurch nicht im geringsten gebunden, und solten meine Verhältnisse unglücklicher Weise noch lange nicht erlauben, meine Wünsche zu realisiren, und sie sich anders entschliessen, so hätte sie ihre ganze Freyheit; und ich trüge allein den Schmerz einer unglücklichen Liebe.

van der Bloom. Das nenn ich mit jemand nur auf den Gewinst, nicht auf den Verlust moitié spielen.

Hochheim. Desto weniger hat sich dieser Jemand zu beklagen.

* * *

Es war gleich den Morgen nach seiner Ankunft, daß Hochheims Onkel, nachdem er schon mancherley philosophische und andere wichtige Materien abgehandelt hatte, nach einem Gespräch über Glückseeligkeit, anfieng:

Aber wodurch, Neffe, glaubst Du, daß man zur Glückseligkeit kommt? durch den Verstand oder durch die Empfindung?

Hochheim. Wohl schwerlich durch das eine ohne das andere — wenigstens deucht mich dazu das natürlichste, eine vom Verstande gelenkte Empfindung.

Onkel. Bravo! Neffe, das freut mich, daß Du nicht wie jetzt immer unsre jungen Herren die Vernunft dem Despotismus der Empfindungen unterwirfst! und dadurch Gefahr läufst, wie sie mit den ungebändigten Leidenschaften so eine phaetontische Spatzierfahrt zu halten, dabey sie

sich und eine Menge Menschen um sich her unglücklich machen.

Hochheim. Aber lieber Onkel, bey Phaetons Fahrt ist nur zu bedenken, daß sein Arm wirklich zu schwach war, um diese Pferde zu bändigen.

Onkel. Darum solte er eben das Erbieten annehmen, das man ihm machte, sie lenken zu helfen.

Hochheim war behutsam genug, in seiner jetzigen Lage dies nicht geradezu zu bejahen; weil er, ohne im geringsten voraus zu setzen, daß dieses absichtlich gesagt sey, doch fürchtete, daß man bey Gelegenheit diese Bejahung jetzt gegen ihn selber brauchen könnte; er suchte also lieber sich da bestens heraus zu winden:

Nun da möcht es wohl diesem Gleichniß gehen wie allen andern, daß es seine Schwächen hat und nicht so Wort für Wort anwendbar ist. Das wär aber auch zu viel verlangt.

Onkel. Hier seh ich die Unanwendbarkeit weiter nicht; glaubst Du nicht, daß einer wegen der Lenkung seiner Leidenschaften kann Rath annehmen?

Hochheim. Mich deucht wie ein Kutscher, der auf einem andern Bocke sitzt. Es kommt immer auf eines jeden Stärke und Geschicklichkeit an, ob er ihn befolgen kann.

Dies taugte wieder nicht in seines Onkels Kram, der darauf umgieng, ihm ein Bekänntniß abzulocken, darauf er, weil er wuste, wie consequent sein Neffe war, einen Vorschlag stützen könte, den er auf dem Herzen hatte. Indessen, weil es durch diesen Umweg nicht gehen wolte, nahm er sich vor, den geraden, nähern zu ergreifen:

Onkel. Aber auf jeden Fall deucht mich doch, es ist gut, wenn man einen bestimmten Punkt hat, auf den man die Leidenschaften hinlenken kann. Deucht Dich das nicht auch! —

Hochheim. (ganz im Ton des Nachdenkens) Ja lieber Onkel — so weit sich dies wohl thun läßt.

Onkel. Zum Exempel, Du bist doch nun in einem gewissen Alter — ich dächte, Du heyrathetest, Neffe; dächtst Du nicht?

In jedem andern Roman oder Comödie würde Hochheim dies sehr gern als eine gewünschte Gelegenheit ergreifen, seinen Vortrag zu machen und den Onkel nach diesen Präliminarien schon über halb gewonnen glauben. Aber nicht so Hochheim, denn der übersahe schon aus diesen wenigen Worten die ganze Lage der Sachen, und merkte, daß sein Onkel eine Frau für ihn auf dem Rohre hatte, die er ihm höchstwahrscheinlich aufkomplimentiren wolte; und darum, daß er

diesen Vortrag mit Freuden aufgenommen und begünstigt hätte, so suchte er vor der Hand lieber die ganze Sache ins Weite zu schieben:

Lieber Onkel, ich muß gestehen, daß mir dieser Schritt jederzeit so wichtig geschienen, daß ich gar noch nie mich habe entschliessen können, darauf zu denken, weil ich mich, offenherzig zu gestehen, noch nicht für klug genug gehalten habe, um so eine Wahl zu treffen.

Hochheim erschrack, indem er dies gesagt hatte, weil er voraus sahe, was sein Onkel vor Gebrauch davon machen könnte — und machte:

Neffe! Du bist doch ohne Schmeicheley nicht der Einfältigste, solltest Du nicht mit guten Rathe auch eine eben so gute Wahl treffen können als mancher andre?

Hochheim. Besser als irgend ein anderer, wenn es auf den Rath ankömmt, auf den ich rechnen kann, (mit einer verbindlichen Mine gegen seinen Onkel) aber auch schlechter als irgend ein anderer, wenn es auf meine eigne Entscheidung ankommt. Da es nun in dieser Sache doch mehr auf individuelle Empfindung und Wahl ankommt, als auf blossen Rath eines dritten, so kann ich nicht leugnen, daß ich noch eben so furchtsam bin, und erst über diese Idee im Ganzen mir noch Zeit zur Berathschlagung ausbitten muß.

Dies war nun gar nicht, was der Onkel wünschte, denn als ihm der erste Umweg nicht gelungen war, so hatte er gehofft, durch den geraden Weg der Ueberraschung dahin zu kommen, wohin er durch jenen nicht gekommen war, auch hatte Hochheim, so ein gescheiter Mensch er übrigens seyn mogte, so wenig Gegenwart des Geistes, daß wirklich durch Ueberraschung sonst etwas gegen ihn auszurichten war; allein auf diese Unterhaltung war er überhaupt schon so vorbereitet, und hatte schon die Ausdrücke, deren er sich bedienen wolte, so studirt, daß ihm auch dieses nicht schaden konte. Und bekam er vollends Frist zu neuen Berathschlagungen, so sah er es mit dem Beredtsten und Klügsten an, ohne daß er Gefahr lief stecken zu bleiben. Sein Onkel, der dies einigermaassen fühlte, in wie fern wir gewöhnlich die Ueberlegenheit eines andern fühlen – unser Herz ist immer nicht ganz dabey — gestattete ihm diese Zeit zur Berathschlagung nicht gerne, indessen kont er sie mit Ehren auch nicht abschlagen, er bewilligte sie also, war aber fein genug, demohngeachtet das Gespräch über diese Materie fortzusetzen, und sich mehr der wirklichen Belagerung als der blossen Blockade zu bedienen. Indessen hielt Hochheim sich so gut wie möglich, so lange das Gespräch dauerte; aber es

schien in der That, daß er über seine Kräfte gethan hatte, denn so wie er von seinem Onkel weg war, fand er seine Standhaftigkeit so erschöpft, daß er aufs neue wieder zu untersuchen anfieng, ob er nicht eine unverzeihliche Thorheit begangen hätte, sich seiner Neigung zu Henrietten so zu überlassen, und noch mehr, ihr so viel davon zu verrathen!

Es ist doch sehr gut, daß sich alle Thorheit so gleichet, sagte er zu sich selbst, die bedachtsame und die unbedachtsame! —

Hm! die bedachtsame Thorheit! ich möcht einmal meine unbedachtsame sehn, da jene schon so thöricht ist! —

Daß doch die Menschen weise seyn wollen, arme Geschöpfe! ihr strebet und dränget euch eine Göttin zu umarmen, und sie giebt euch nur eine Wolke; denn es ist über unsre Sphäre, eine Unsterbliche zu umarmen! —

Hm! — ist es? — es ist doch recht gut, daß die Menschen in mir einen Maaßstab ihrer Grösse haben, daß sie in mir das non plus vltra sehen. Wenigstens schien es jetzt, daß ich mich dafür hielt. Doch die Thorheiten gehen ja nie einsam, sie gehen ja immer in ganzen Schaaren! und die Eitelkeit ist die fruchtbarste Mutter derselben, wo die einzieht, wirds nie daran fehlen.

War ich nicht so weise zu Werke gegangen? sah ich nicht stolz auf van der Bloom herunter? — jetzt reichen wir uns die Hände! und nun weiter? — ja weiter! — dies war eben die Frage!

Wärs Frage? — nein es ist keine Frage, sondern es gehet nun alles den Weg, den diese Unbesonnenheiten gewöhnlich gehen. Erst ein langes Disputiren und Schreiben und Negotiiren zwischen mir und meinen Onkel, indessen eine peinliche unerträgliche Situation gegen Henrietten, ein Gespräch und Gewäsch in allen Gesellschaften vom Referendarius Hochheim und der ältesten Pol, daß sie sich zusammen versprochen — verplempert haben! daß er sie nicht heyrathen darf, weil sein Onkel nicht will — und dann indessen ein Geschleppe, ein — o! ich ertrage den Gedanken nicht! Ich habe diese Lage von Jugend auf gehaßt wie die Sünde, und nun ists die meinige! (nach einem tiefen Seufzer.) o Gott! — behüte mich, so lange ich lebe, vor dieser einzigen Thorheit: mich für weise zu halten! vor dieser einzigen, weil es die größte ist. Diesmal hast du mich dafür gestraft, o hart gestraft! — (nach einer langen Pause) und nun nach allen den bittern Gefühlen, nach dieser ganzen traurigen Vorstellung befind ich mich besser? — bin ich weiter

als ich war, da ich anfieng? — geht es darum einen bessern Weg, als den, den ich schon im Geiste sahe? (er geht noch einigemal mismüthig die Stube auf und ab, nimmt den Hut und Stock und geht fort.)

* * *

Es ist sonderbar, wie die Leidenschaften mit dem Menschen umgehen, aber in der That ists doch noch weit sonderbarer, wie die Menschen mit ihren Leidenschaften umgehen. Wie für ihre unehelichen Kinder sorgen sie für ihre Wartung und Pflege und Wachsthum — aber wehe der, die sich vor den Leuten sehen läßt, und sich merken läßt, wem sie angehört! — der elendeste Bankart kann so scheele Gesichter nicht bekommen, als sie, und die Folge davon? — daß nicht so sehr belacht wird, nichts der spähenden Neugier, nichts der geschwätzigen Bosheit so süsse Nahrung giebt als eben diese schlecht verborgnen Kinder, die, ohngeachtet dieser Behandlung alle Augenblicke kommen, uns bald hier bald da zu-ꝟsen, und ohngeachtet alles Fremdethuns dem Zuschauer nur gar zu deutlich sagen, wie nahe wir mit einander verwandt sind.

Und am Ende ist der ganze Profit von diesem Fremdethun, daß wir den Leuten zu lachen gegeben und das zwar über Dinge, die ohne diese Grimasse von unsrer Seite gar nichts lächerliches an sich hätten, und darüber sich ausserdem kein Mensch die Mühe nehmen würde, seinen Mund zu verziehen, da sie so vor lachen ersticken wollen.

Die Eifersucht ist eine von den Leidenschaften, die dem noch mehr als die andern unterworfen ist. Denn weil sie in sich selbst etwas thörichters hat als andere und immer durch Mittel zu ihrem Zweck zu kommen sucht, die sie geraden Weges davon abführen — so sucht sie sich mehr als andere zu verbergen, und erscheint daher auch mehr als andere im lächerlichen Lichte. Nun nehme man vollends einen Menschen wie Leo van der Bloom, der ohnedies beträchtliche Ansprüche machte, und man wird leicht überzeugt seyn, daß der eine so demüthigende Leidenschaft wie die Eifersucht auch vor sich selbst und um so viel mehr vor andern verbarg; ohngeachtet er nichts desto weniger von ihr heimgesucht war. Denn ohngeachtet er in Beziehung Juliens sich nichts dachte als Sklaven winken und Triumphwagen ziehen, so war ihm doch dies schon ärgerlich, daß der Kosmopolit sich nun von einer höhern Bestimmung vielleicht träumen ließ. So eine Empfeh-

lung, hinzugenommen zu den Gesinnungen, die er ohnedies schon für ihn hatte, mußte freylich allem was er that und sprach, in van der Blooms Augen ein um so viel verhaßteres Ansehen geben. Und der Kosmopolit von der andern Seite fand, daß er einmal Leo's Gnade so unwiderbringlich verlohren hatte, daß er sich gar nicht mehr die geringste Mühe gab ihn zu schonen, sondern daß er sich jederzeit eine Freude daraus machte, ihm einen Rang abzulaufen, dafür Leo von seiner Seite sich dafür möglichst schadlos hielt.

Allein es war und blieb ungleiche Parthie, denn so fein der Kosmopolit war, so kont er doch, mit den künstlichsten Negotiationen, das Uebergewicht der Rechte im Hause nicht auf seine Seite bringen, gesetzt auch, daß sein Rath und seine Veranstaltungen beym alten van der Bloom mehr galten, als Leo's, der dafür so politisch war und jede Concurrenz mit ihm sehr sorgfältig vermied. Er hielt sich daher zwar noch immer in einem gewissen Ansehn, welches auch Leo gar nicht kränkte — denn dazu dacht er zu edel, als daß er seinen Operationsplan gegen ihn auf seine, ohne van der Blooms Unterstützung, armselige Umstände hätte gründen oder ihm aus Eigennutz zuwider seyn sollen, allein von Seiten seiner Ansprüche, seiner Windbeuteleyen, seiner unverschämten Lü-

gen, von diesen Seiten konte er nicht umhin ihn zu kränken, so oft er Gelegenheit hatte, und sich ohngeachtet des Gedankens: Sklaven winken, um den Triumphwagen zu ziehn, dafür zu rächen, daß er sich unterstand, bey Julien sein Nebenbuhler seyn zu wollen, ohngeachtet ich keinem Menschen in der Welt hätte rathen mögen, dies etwa für Eifersucht zu halten.

Indessen entschied dies alles nichts — machte auch nicht einmal eine Veränderung in der Lage der Sachen, allein hier kam eine Begebenheit, die so starke Einflüsse und so widrige hatte, daß die Komödie am Ende des vierten Akts zu seyn schien — man weis, wie sie da gewöhnlich aussehn, die Folge der Geschichte wird zeigen, in wie fern sie es wirklich gewesen ist. Aber immer eine Begebenheit, welche für Leo so ganz zu rechter Zeit kam, wie die Wunder in der Bibel nach Bonnets System — als wenn sie bestellt wären. Der Fall war der: der Kosmopolit war durch einige Gunstbezeugungen Juliens so kühn geworden, daß er sich unterstand, bey einem Mittagsessen, welches van der Bloem, aus Gründen, die der Leser noch erfahren wird, gab, mit ihr zu conspiriren, die Karten, die nach dasigen Orts Sitte gelegt waren, um jeden seinen Platz zu bestimmen, zu vertauschen, und stat Leo's, die

neben der ihrigen lag, die seinige hin zu praktiziren. Julie ließ sich das sehr gern gefallen, denn im Grunde war der Kosmopolit an dem Tage ihr Geschmack, — und wie weit er es manchen Tag gewesen war, dies wird sich noch zeigen — gegen Leo van der Bloom war sie entschuldigt, denn wer wird argwohnen können, daß sie daran Antheil hat? und dem Kosmopoliten war dies ein Triumph, als wenn er zehn andere vor dem Wagen gespannt hätte, ihn zu ziehn. Denn dergleichen Abentheuer war einmal seine Schwachheit, und ein Sieg über so einen Nebenbuhler gieng ihm über die gröste Ehrenstelle in der Gelehrten Republick.

Leo van der Bloom war ganz ruhig gewesen; weil er nicht argwohnte, daß so ein Komplot gemacht seyn könnte, indem man sich also zu Tische setzen wolte, gieng er und fand, aber mit welcher widrigen Ueberraschung? des Kosmopoliten seine Karte stát der seinigen. Nun hätte er zwar ohne grossen Uebelstand dies wieder in die vorige Lage setzen können, denn er war zwischen zween Mannspersonen gesetzt, gegen die unsre Sitten noch erlauben, unhöflich zu seyn; allein der Unwille war im ersten Augenblicke so groß, daß er nicht einmal dieses freylich traurige, aber doch vom Kosmopoliten gefürchtete Mittel ergriff, diese

Anschläge zu vernichten. Indessen, ob er gleich so weit aus der Fassung war, daß er gar nicht einmal sich in diese Einrichtung finden konte, sondern eine allgemeine Umkehrung der gemachten Einrichtung verursachte, so sagte er doch nichts, als da man sich setzen wolte, indem er seine Karte in die Hand nahm, und die Plätze nach einander ansah mit verwunderndem Tone.

Glaubt ich doch kaum, daß wir so weit zurück an der Feenwelt lebten, daß die häßlichen Zauberer noch so regieren und uns ein X für ein V machen könnten.

Kosmopolit. Als ob da nun eben häßliche Zauberer Ursache seyn müßten, wenn bey uns so etwas vorgehet, als ob nicht hübsche Feen und liebenswürdige Zauberinnen es seyn könnten.

Damit meinte nun zwar der Kosmopolit nichts weiter, als daß der Zauber von Juliens Reizen dies gewürkt hätte. Allein eine sehr natürliche und in der That die allernatürlichste Auslegung davon war freylich die, daß Julie selbst die Verwechselung gemacht oder veranstaltet hätte. Weil nun Leo gar nicht in der Laune war, aus des Kosmopoliten Worten einen gelindern Sinn heraus zu exegesiren, sondern ihn je impertinenter, je lieber anzunehmen — wie er hier in reichem Maasse vorhanden war; so erwiederte er in ei-

nem Tone, als wolt er sich korrigiren: zwar wir brauchen ja gar nicht dazu unsre Zuflucht zu nehmen; wie leicht sind nicht solche Blätterchen verwehet, (indem er seine Worte aufhub) wenn ein Windbeutel in der Nähe ist!

Dies war nun freylich ein bischen hart, allein man denke sich auch den Sinn von des Kosmopoliten Worten, wie Leo ihn annahm, und wie selbst Julie, die dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurde, sie verstand, so wird man Leo entschuldigen. Auch setzte dies den Kosmopoliten gar nicht in die geringste Verlegenheit, sondern er freute sich um so viel mehr, als er nunmehro erst fand, daß er seinen Nebenbuhler wirklich noch etwas bitterers gesagt hatte, als er im Sinne gehabt und antwortete: „Wenn ich nur immer nach so glücklichen Inseln mit meinem Winde seegle als diesmal, so wundre ich mich nicht, wenn ich beneidet werde!„ und hielt sich übrigens in dem Besitz seines Platzes noch für zehn Windbeutel schadlos, die ihm van der Bloom hätte anhängen können.

Hier war nun freylich der klare Profit auf des Kosmopoliten Seite; aber nun zur merkwürdigen Katastrophe!

Man weis, welche Erwartungen der alte van der Bloom von Wien hatte, und was man sich

von Briefen vom Fürst Kaunitz versprach. Endlich war mit der Reichspost ein dicker Brief mit einem grossen Siegel angekommen. Wenn man nun den Fall setzte, daß man so vor einer ganzen Gesellschaft Briefe erhielt, sie erbräch und diese Briefe vom Fürst Kaunitz wären, nicht zu gedenken, daß nun auch noch der Inhalt sehr schmeichelhaft seyn muste, wie der Kosmopolit mittelst eines mehr als prophetischen Geistes vermuthete; so wird man begreifen, daß dies eine der glänzendsten Szenen geben müsse, die van der Bloom verlangen konnte.

Um diesen, aber um keinen geringern Preis hatte man die Aufopferung, diesen Brief uneröffnet liegen zu lassen, und eben das Gastmahl für den nächsten Wiener Posttag zu veranstalten, bey dem der Kosmopolit erzähltermaassen so übermüthig war; und der Leser wird nun einen Grund mehr finden, ihn deshalb zu entschuldigen. Nach Tische, so war es schon veranstaltet, als man Kaffe trank, und daher niemand von der Gesellschaft fehlte, muste nun der Bediente den berühmten Brief bringen; und der Kosmopolit, der sich in der Nähe aufhielt, suchte die Gesellschaft auf das grosse Siegel und die Postzeichen aufmerksam zu machen.

Ohnstreitig aus Amsterdam? sagte jemand aus der Gesellschaft, bloß um etwas dazu sagen zu wollen, ohne es wichtig zu finden, er mochte aus Amsterdam oder gar aus Otahite seyn.

Ich bitt um Verzeihung, erwiederte der Kosmopolit theilnehmend, es kommt heute keine Post, als aus dem Reiche.

Ich vermuthe beynahe, sagte der alte van der Bloom mit einem zufriednen selbstgefälligen Lächeln, nachdem er das Siegel — von dem er schon diese zwey Tage über beynahe Figuren weggesehen hatte — flüchtig betrachtet, ja vermuthe beynahe, wo er her ist? — Ja — Fürst Kaunitz — setzte er hinzu, als er ihn erbrochen und nach der Unterschrift gesehen hatte.

Fürst Kaunitz! — dies machte schon einen beträchtlichen Eindruck auf alle, die in der Nachbarschaft standen; welches aber unglücklicher Weise nur der kleinste Theil der Gesellschaft war, weil die übrigen unmittelbar zuvor durch einen kleinen Auflauf auf der Gasse, an die Fenster des Nebenzimmers waren gezogen worden. Indessen waren fast alle im Rückzuge nach dem Koffeezimmer begriffen, und die mehresten kamen noch zeitig genug, um den dicken Brief noch von einem zierlichen Diplom entbinden zu sehn, über welches der Kosmopolit nicht weniger als die übrige Ge-

sellschaft, obgleich aus ganz verschiednen Ursachen erstaunte; welches Erstaunen aus eben den Gründen und in eben der Maasse anwuchs, als man sahe, daß der alte van der Bloom sich verfärbte, bis er endlich gar wütend aufsprang und dem Kosmopoliten den Brief hinwarf.

Der Kosmopolit, der, wie gedacht, schon durch den Anschein eines Diploms sehr verwundert war, dazu er doch keine Ordre gegeben, nahm voll Erwarten den Brief, und sahe mit Erstaunen, daß sein Freund zu Wien so kosmopolitisch gedacht hatte, sich selbst auf Unkosten seines Freundes den Spaß zu machen, und statt des bestellten Briefes an den alten van der Bloom in Fürst Kaunitzens Namen zu schreiben:

Grosser Apostel,

Auch schon vor deinen unsterblichen Schriften war der Ruhm Deiner menschenliebenden Weisheit zu uns kommen, und der Ruf Deiner Aufklärung hatte die Kaiserstadt erfüllet; bis wir nun mit eigenen Augen gesehen und uns überzeugt haben, das der Ruf nicht das Ziel erreichen konnte, daß Du ihm vorgesteckt. Unser Monarch, der ein Fürst ist, Menschenglück zu fördern, Talente zu schätzen und Verdienste zu belohnen, hat demnach geruhet, durch mitfolgende Urkunde,

Dich zum Erzbischof aller Narren seines Reichs zu ernennen; sehr überzeugt, daß er Dir ein eben so grosses Erzbißthum, als diesem Erzbißthum ein würdiges Oberhaupt verliehen. Gegeben Wien den ꝛc.

Fürst von Kaunitz Riedtberg.

Das Maas des Unglücks voll zu machen, hatte van der Bloom im ersten Taumel seiner Freude und seines Triumphs bey Erblickung der Unterschrift das Diplom an dem nächst bey ihm stehenden schlauen Rathsherren gereicht, der ohnedies das Talent hatte, beym Votiren immer erst zu errathen, wo die meisten Stimmen hinfallen würden, und der daher seine Vota, ohne die geringste Gefahr zu laufen, immer mit vielen kaustischen Witz gab, der also, diese Gesellschaft wie ein Rathskollegium betrachtet, nun schon übersahe, daß van der Bloom nicht der Mann sey, dessen Parthey man jetzo nehmen müsse, dieser feine Rathsherr nun hatte dies Diplom kaum gelesen, welches gleichfals im Styl des obigen Briefs abgefaßt war, daher der Leser damit billig verschont wird, als er es seinem Nachbar und so einer dem andern durch die ganze Gesellschaft gab, und also der ehrliche van der Bloom durch die ganze Gesellschaft Spißruthen laufen musste,

Aber auf niemand hatte dieses Misverständniß so einen sonderbaren Einfluß als auf dem politischen Pol, der bey dem Namen Pol aus dem Nebenzimmer herbey gelaufen kam, und glaubte aus privat Briefen von Wien eine Kabinets-Neuigkeit zu erfahren.

Was ists mit dem? fragte er heftig.

Hochheim, den er mit der letzten Sylbe der Frage ansah, und ihn schon dadurch, wenn er auch nicht noch hofmännisch hinzugesetzt hätte: Herr Referendarius! um so viel mehr nöthigte zu antworten, weil die andern alle so aufmerksam auf die Geschichte waren, daß sie ihn gar nicht fragen hörten, sagte vieldeutig darauf: Es sollen Briefe von ihm da seyn. Nun verstand zwar Pol eben so wenig den Ton als das seyn sollen von Hochheims Rede; doch nahm dieser solches gar nicht übel, weil seine Idee dabey nichts gewesen war, sein Gewissen zu bewahren und etwas zur Steuer der Wahrheit zu sagen.

Briefe von Kauniz? antwortete Pol mit hitziger Theilnehmung, an wen? an den Preußischen Minister, der heut hier angekommen ist? –

Denn er konte sich diesen Namen nicht ohne politische Revolutionen denken; er ahndete daher schon eine politische Negotiation, die den Frieden und die Independenz von Amerika beträfe, und

glaubte das Wichtigste zu rathen — da es noch etwas weit Wichtigers: die Aufklärung und die Moralität von vielen Millionen Menschen und respektive ihr zeitliches und ewiges Glück betraf.

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung, an Herrn van der Bloom.

Pol lachte, und würde sich noch länger mit Hochheim disputirt haben, wenn nicht indessen das schon gedachte Diplom auch ihm in die Hände gekommen wär, und ihn, da er kein grosser Diplomatikus war, in neue Verlegenheit und in neues Fragen über seine Aechtheit gesetzt hätte.

Nein aber sagen Sie mir nur, was ist denn das? doch nur ein Spaß?

Hochheim. Sie verzeihen, das weis ich nicht.

Pol. Aber es ist nicht wirklich vom Fürst Kaunitz?

Hochheim. Ja ich bin kein grosser Kenner von Urkunden — sonst scheint wol dieser etwas an ihrer Aechtheit abzugehen!

Pol. Nun das dacht ich auch! so ein grosser Staatsmann, jetzo bey dem Kriege in Amerika würde er dazu nicht Zeit haben. Aber wer muß denn den Spaß gemacht haben?

Hochheim. Das kann ich nicht sagen! — er nahm, um allen fernern Inquiriren zu entgehen, davon er zur Zeit noch kein Ende sah,

die Urkunde, und trug sie wieder hin auf den Tisch.

Der Kosmopolit stand indessen vor Bestürzung und Unwillen noch da wie verstummt, und wuste nicht, sollte er seinen oder seines Korrespondenten Leichtsinn und Bosheit am meisten verwünschen, als Leo van der Bloom erst ihn gewahr wurde. Nun ist es zwar nicht edel, einen, der in so traurriger Lage ohnedies ist, noch tiefer zu beugen und das zerknickte Rohr gar zu Boden zu treten; allein es sey, daß Leo den Kosmopoliten für so zäher Natur hielt, daß da an kein Zerknicken zu denken sey, woran er wohl recht hatte, oder daß die Leidenschaft ihn verführte, welches man aus seinem Ausdruck schliessen sollte — denn er war ein Beweis, daß ihm die Szene bey Tische und die Anmaassung des Kosmopoliten noch tief am Herzen nagten — kurz er gieng hin zu ihm und sagte:

Nun, was stehn Sie denn da? — gehn Sie doch, seegeln Sie doch mit Ihrem Winde nach den glücklichen Inseln! dies (auf den Brief und das Diplom zeigend) dies ist wohl eine Ladung, die ihre Flotten von da zurück gebracht!

Der Kosmopolit war so weit hin, daß er sogar muste darauf die Antwort schuldig bleiben, weshalb ihn auch Leo weiter nicht bedauerte, ohn=

geachtet er, und vielleicht jeder sich die Folgen von dieser Begebenheit für ihn grösser vorgestellt hätte, als sie wirklich waren, sondern gieng, zu sehen, was sich mit seinem Vater zugetragen hätte; während dem er erst, den freylich nicht ganz wahrscheinlichen, aber doch in Ermangelung einer andern Erklärungsart, fast unvermeidlichen Verdacht schöpfte, daß dieser Abentheurer selbst, ohngeachtet seiner anscheinenden Bestürzung sich diesen Spaß gemacht und seinen Vater so prostituiret hätte. Er eilte also, in der festen Entschliessung, zu seinem Vater, ihn wo möglich dahin zu bringen, daß er ihn sogleich aus dem Hause jagte, welches ihm um so leichter schien, wenn er die Mine voll Unwillen sich vorstellte, mit welchen der alte van der Bloom ihm den berühmten Brief hingeworfen hatte. Allein so wie Pol sich zuweilen in seinen politischen Muthmassungen irrte, wenn er sogleich bey der Kriegsrüstung dieser oder jener Macht bestimmen wolte, wem das gölt, so giengs diesmal Leo van der Bloom, mit der Beurtheilung von seines Vaters Zorne.

Der alte van der Bloom war gleich nach dem merkwürdigen Vorfall nach seinem Studierzimmer gegangen, wo er noch mit tragischen Pathos auf und nieder schritt, und die Fürsten also apostrophirte:

O ihr Götter der Erden, ihr Menschenbeglücker! — welches ihr seyn sollet und nicht seyd, wie entweiht ihr den Szepter, den Euch Allvater vertraut hat! denn ist nicht überal Vorurtheil, Partheygeist, Ungerechtigkeit, Unterdrückung? war es etwa Eigennutz, war es Selbstsucht, die mich zu diesem Schritt brachte? hab ich nach Schätzen getrachtet, hab ich Reichthümer verlangt, darum daß ich meine Tage aufgeopfert und meine Nächte durchwacht habe? wars nicht für das Glück und die Aufklärung meiner Mitgeschöpfe? für das Beste der Menschheit? —

Hier trat zum Glück Leo herein, ich sage zum Glück, denn so eben war seine Phraseologie erschöpft, und es wäre Schade gewesen, wenn diese schöne pathetische Apostrophe durch gemeine Wörter und triviale Redensarten, die ihm nun noch allein übrig waren, hätte sollen entstellt werden. Leo, der von der Apostrophe nichts gehört hatte, folglich noch fest der Meinung war, daß sein Vater auf den Kosmopoliten aufgebracht sey, suchte ihn also in Rücksicht dessen zu beruhigen.

Lassen Sie es doch gut seyn, lieber Vater! wie können Sie sich über so eine Polissonerie so viel ärgern?

Gottfried van der Bloom. Polissonerie? – Ha eine schöne Polissonerie von Fürsten und Regenten! — da sollte man sich wohl dergleichen erwarten? — sich nicht darüber ärgern? —

Leo van der Bloom. Sie werden doch nicht glauben lieber Vater, daß dies wirklich vom Fürst Kaunitz ist?

G. van der Bloom. Von wem denn? Narr! Du glaubst wohl, daß ich gar nicht mit ihm in Korrespondenz bin? — daß ich mich nur so lasse vorn Narren halten? —

Hier fand Leo zu seinem grossen Erstaunen, daß auch dies eine Ehrensache war, und daß man sich nicht unterstehen muste, seinem Vater das Prädikat abzudisputiren, das er so feyerlich erhalten hatte, er zog sich also wieder in die Grenzen zurück, in denen er sich immer gegen die Meynungen seines Vaters zu halten pflegte; und sein Unwille kam immer zurück auf den Kosmopoliten, daß der sich seiner Schwachheit bedient, und ihm solche Thorheiten in den Kopf gesetzt hatte; und so gieng er zurück zur Gesellschaft, so sehr sich seine Eigenliebe dagegen sträubte, eine Rolle zu spielen, wie da seiner wartete. Allein weil die Verlegenheit von Seiten der Gesellschaft fast eben so groß war, und kein Mensch wuste,

was er zu diesem Possenspiel vor Mine machen sollte, so fand er, daß man ihm die Verlegenheit erspart, und alles den neuen Erzbischof ohne Gratulation verlassen hatte.

* * *

Indessen spielte Hochheim nicht minder von Unglück, und seine Lage ward um ein Beträchtliches kritischer; denn seine schönsten Plans verunglückten. —

Er hatte sich zwar so klug benommen, daß sein Onkel nichts von seiner Leidenschaft argwohnen könnte, weil er sonst Unwillen gegen sich und Vorurtheil gegen Henrietten befürchtete. Nun wuste er wohl, was Aufmerksamkeit und Gefälligkeit eines hübschen Mädchens auch bey einem alten Onkel wirkte, zumal wenn es so ein gescheites und gesetztes Mädchen war wie Henriette, er hatte also, um so viel weniger Verdacht bey seinem Onkel zu erwecken, und ihn nicht in Pols Hause zu introduziren, die Sache durch seinen Freund van der Bloom dahin eingeleitet, daß er mit zu dem berühmten Erzbischofsfeste war geladen worden; hier war ferner veranstaltet, daß er bey Tische neben Henrietten sitzen sollte, und mit dieser zwar zuvor schon von dem Onkel in einem

Tone und mit einer Theilnehmung gesprochen worden, daß man gewiß seyn konnte, daß sie es gewiß nicht bey der ihr schon sonst eigenen Artigkeit und Aufmerksamkeit, zumal gegen Männer von einem gewissen Alter, bewenden ließ; und was konnte man sich nicht davon vor eine Wirkung versprechen?

Allein alle diese schönen Entwürfe, alle diese herrlichen Erwartungen verunglückten an diesem grossen Tage der getäuschten Erwartungen, von den Negotiationen zwischen Gottfried van der Bloom und dem Fürsten Kaunitz bis auf die zwischen dem Referendarius Hochheim und seinem Onkel. Denn durch das Hokus Pokus des Kosmopoliten war so eine Verwirrung mit den Karten geworden, daß Hochheims Onkel ehe auf die aus den Klöstern entlassenen Nonnen im Oesterreichschen als auf Henrietten aufmerksam gemacht wurde, weil man ihn von diesen bis zum Ekel unterhielt, Henriette hingegen am entgegen gesetzten Ende des Tisches neben Hochheim saß, mit der bescheidenen Stille, die ihr eigen war, und die sie nur gegen den engern Zirkel, der sie umgab, oder besonders aufgefordert, unterbrach.

Hochheim war also dadurch um nichts vorwärts, sondern noch in so weit um etwas zurückgekommen, weil er seine Zeit verlohren hatte,

und sein Onkel nunmehro alle Anstalten zur Abreise machte, vor welcher er sich noch erklären sollte. Dies gab keine kleine Verlegenheit. Henrietten konte er um keinen Preis aufopfern, gleichwol konnt er seinem Onkel nunmehr um so viel weniger die Vertraulichkeit von seiner Neigung machen, weil er erst geheimnißvoll gewesen war; auch wust er gar nicht, wie er eine Erklärung der Art nehmen würde. In dieser kritischen Lage seiner Angelegenheit sas er da und sann auf einen Ausweg, als sein Onkel zu ihm ins Zimmer trat.

Ey ey Neffe! ich dachte gar, Du hättest Mittagsruh gehalten? so ein junger Mensch?

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung lieber Onkel! da thun Sie mir unrecht — wenigstens diesmal.

Onkel. Dies war eine Entschuldigung — noch ein bischen schlechter als keine. Denn ich sehe daraus, daß Du sonst zu schlafen pflegst.

Hochheim. Nur zuweilen und sehr wenig. Nur mocht ich nicht heucheln, als ob ich gar nie nach Tische schlief.

Onkel. Nun Neffe, hast Du die Postpferde besorgt?

Hochheim. Nein lieber Onkel, dagegen muſt ich erst noch einmal Vorstellung thun.

Onkel. Du bist ja recht galant Neffe! — nun also hast Du Vorstellung gethan, nun ists gut, und Du besorgst die Pferde.

Hochheim. Liebster Onkel, Sie nehmen das sonderbar? ...

Onkel. Nein, ich nehme es, wie es gegeben war — wie eine Grimasse.

Hochheim. (ernstlich verlegen) Und das können Sie mir für Grimasse auslegen, daß ich Sie länger hier zu haben wünsche?

Onkel. Nein das nicht; aber die Mühe, die Du Dir giebst, meinen Entschluß zu ändern, denn du weist, ich bin eben nicht schnell in meinen Entschlüssen, aber was ich beschlossen habe, das wird wenigstens mit meiner Einstimmung gewis nicht geändert. Es ist gut, daß ich kein Dichter geworden bin, die müssen immer viel ausstreichen, viel ändern, und ich liebe das Aendern nicht, ich mag gerne bey meinen ersten Ideen bleiben, und das feste —

Das war kein Trost für Hochheim, der ihn jetzo so gern über einen gewissen Punkt auf andere Ideen gebracht hätte, indessen lag doch etwas in dieser Rede, das er glaubte, vorkommenden Falls benutzen zu können, er antwortete:

Ich glaubte eben nicht, daß Sie dies schon entschlossen wären, sonst würd ich nicht dagegen haben Vorstellung thun wollen.

Dies war eine sehr nöthige Wendung, die Hochheim der Sache gab, weil es ein Ehrenpunkt seines Onkels war, nie von seinem Entschluß abzugehen, und ob es gleich im Grunde nur etwas angenommenes betraf, so wird doch niemand bezweifeln, daß man gewöhnlich ein angenommenes Kind nicht weniger liebt als ein natürliches; er muste ihn also dadurch wieder aussöhnen, da derselbe schon glaubte, oder vielmehr sich selbst in dem Augenblicke zu überreden suchte, daß seinem Charakter dadurch zu nahe getreten wäre. Ueberhaupt aber ward auch diese Idee bald wieder von der Hauptidee verdrängt, die ihn in Hochheims Zimmer geführt hatte, und das war die: Seinen Entschluß übers Heyrathen auszuforschen, und ihn nach dem ersten Punkte zu lenken; so wie alle Ideen Hochheims immer von der verdrängt wurden, dieses zu vermeiden. Diese sonderbare Lage gab der Unterhaltung zwischen diesen beyden Leuten auch die eigene Stimmung von Unthätigkeit, die ihr sonst gar nicht eigen war; die aber ganz aus der Unruhe der Leidenschaft erwuchs, mit welcher jeder nach seinem Zwecke hinstrebte.

Indessen fiel dem Onkel, der über diesen Punkt so klug war wie sein Neffe, ein Mittel bey, wie er ihn vielleicht ganz unvermerkt auf den Punkt führen könnte, auf den er ihn haben wolte, nemlich auf die Heyrath mit der Person, die er in Leipzig für ihn bestimmt hatte; und dies war gerade dasselbe, das sich Hochheim zu Erhaltung seiner Einwilligung für Henrietten bedienen wolte.

Onkel. Aber noch eins Neffe! Ich dächte Du begleitetest mich nach Leipzig?

Hochheim, der jetzo mehr als jemals auf den Ton der Bedachtsamkeit gestimmt war, ohne gerade zu sehen was hinderte, sagte doch mit dem Tone, mit dem man sich ein Lustschiff wünscht:

Ja wenn das angieng?

Onkel. Und warum gieng es nicht an?

Dies wuste er selbst nicht; indessen war das Dringende seines Onkels, ob er gleich sonst gegen den die Gefälligkeit selbst war, diesmal keine Einladung für ihn, und machte nur, daß er die Schwierigkeiten vergrösserte.

Hochheim. Ja da müssen so viele Vorbereitungen vorher gehen, da muß Urlaub genommen und mancherley Anstalt gemacht werden —

Onkel. Nun und zu allem dem, wie lange braucht man da Zeit?

Hochheim. So lange als ich sie noch hier zu haben wünschte — sehr lange!

Onkel. Dies ist eigentlich nicht die Art auszudrücken, die ich liebe, sie ist ein bischen unbestimmt. Was nennst Du sehr lange?

Hochheim. (bedächtlich) Zu diesen Veranstaltungen braucht ich etliche Wochen, denn so lange muß ich haben, um meine Vorträge zu präpariren und andere Sachen vorzuarbeiten, damit ich keinem meiner Herren Collegen zur Last falle.

Onkel. Nein dies ist mir zu lange: Kann da nichts abgehen?

Hochheim. Nein lieber Onkel, ich sehe mir nichts, das ich nachlassen könnte.

Onkel. Nun so kann ich nicht mit dir reisen, so gern ich es gesehen hätte. Doch es wird ja nicht der Weg hinter mir abgebrochen! Wenn kannst Du mich denn besuchen?

Hochheim. Wenn Sie befehlen, lieber Onkel.

Onkel. (ganz ernsthaft) Sehr wohl, so komm in etlichen Wochen, da Du binnen der Zeit Dich einrichten kannst. So gern ich sähe, daß Du jetzt gleich mit mir giengst, und ich nicht den langen Weg allein machen müste.

So ungern Hochheim dies sahe, so konnt ers doch nunmehr nicht vermeiden einzuwilligen.

Hochheim. Nun um sicher zu gehen, damit ich pünktlich seyn kann, wollen wir drey Wochen nehmen.

Onkel. Sehr wohl! und dann bringst Du mir auch den Entschluß mit über die Materie, von der wir letzthin sprachen.

Hochheim war von diesem Zusatz noch weniger erbauet. Indessen gesagt war gesagt, und zumal gegen diesen seinen Onkel lies sich nichts zurück nehmen.

* * *

Ohngeachtet seiner dreusten Stirne, graute nun doch dem Kosmopoliten, sich vor dem alten van der Bloom sehen zu lassen, weil ihm gar nicht träumte, daß die Thorheit des alten Narren bis zu dem Grade gieng, sich das alles als Wahrheit weis machen zu lassen. Indessen alles wohl überlegt, fand er dies doch noch immer die leidlichste Rolle für sich, daß er dies behauptete, wenn es sollte bestritten werden, auch sann er sich sogleich einen Roman dazu aus, damit ers sehr begreiflich machte, daß es mittelst der Kabbalen, die da wären gemacht worden, nicht anders habe gehen können, als es gegangen sey.

Mit diesen Erfindungen versehen und mit seiner ihm eigenen Unverschämtheit ausgerüstet, gieng er wieder kühn van der Bloom unter die Augen, der eben im Begriff gewesen war ihn aufzusuchen, um seinem Fürsten Panegyrikus ihm vorzuperoriren.

Dem Kosmopliten, der, wie wir immer gefunden haben, politisch genug war, immer erst zu sehn, wo der Wind her kam, ehe er in See stach, fehlte es nicht, daß er nicht sogleich weggehabt hätte, wie er sich noch mit seinem theuern Gönner stand, und ob er sich gleich die Apostrophe gar nicht vermuthet hatte, die wir oben schon mit Leo van der Bloom zugleich gehört haben, und die hier nur von Wort zu Wort wiederholt wurde, so kont er doch sie so gut aus dem Stegreise — davon die Quelle bey van der Bloom erschöpft war, fortsetzen, daß selbst der grosse Apostel ihn bewunderte. Aber setzte er hinzu, nachdem auch er mit seiner Dythyrambe fertig war — ich nenne dieses Dythyramben, weil das Lieder von Betrunknen sind, und ein Nüchterner doch nicht so reden kann wie hier der Ritter van der Bloom mit seinem Schildknappen dem Kosmopoliten — aber ich errathe, setzte sogleich letzterer hinzu, wo das alles herkommt; da ist unser Gesandter, das weis ich, der ist ein strenger Ortho-

dore; weil nun Kaunitz gesehen hat, wo das Werk herkommt, so wird er vielleicht mit dem Gesandten darüber geredet haben, und da kommt die ganze Geschichte her. Der Kosmopolit war so dreust in seiner Erzählung, und van der Bloom so unbekannt mit der grossen Welt, daß er sogar sich weis machen lies, daß man auch unter den Gesandten von Orthodoxie und Heterodoxie wisse; und einen Gesandten für einen Partheygänger gegen sich und seine Reformation hielt, dem zu Gefallen man wieder den Dienst des Bacchus und der Venus hätte einführen können, ohne daß er sich würde dawider geregt haben.

Aber, schloß der Kosmopolit, ich will das alles erfahren, und sehr bestimmt erfahren, denn ich habe Freunde in Wien, die alle diese Verbindungen kennen, und die mir das alles schreiben werden, ich will morgen noch nach Wien schreiben; und denn will ich gewiß Rache dafür nehmen! was bekümmere ich mich um den Minister? — vor dem ganzen Publikum will ich ihn ausstellen!

Van der Bloom weidete sich im voraus an dem Anblick des vor dem ganzen Publiko ausgestellten Gesandten, der durch seine Kabbalen ihm eine Laufbahn verrennt hatte, die eine der glänzendsten war oder geworden wäre, die ein Reforma-

tor gemacht hätte; sann auf neue Reformations-Abentheuer, und prieß sich nur glücklich, einen Freund und Gehülfen wie den Kosmopoliten zu haben, der nicht nur Gelehrsamkeit genung besaß, um seine Sätze zu beweisen und schön vorzutragen, sondern auch Weltkenntniß und Connexionen genung, um eine Sache hinaus zu führen, die er angefangen hatte, und der endlich noch so großmüthig in seiner Freundschaft war, daß er ihm nicht nur allen den Ruhm ließ, den er durch ihren Gebrauch erwarten konte, sondern um seinen Hohn zu rächen, Glück und alles aufs Spiel setzen, und einen Minister an Pranger stellen wollte, der ihm vielleicht aus dem ganzen heiligen römischen Reiche relegiren lassen könnte, und dieses alles wofür? — für die lumpigen hundert Luidor, die er etwa bisher van der Bloom gekostet hatte, und für die Summe, die er ihm etwa noch zu kosten hofte. Man muß sich nur die ganze Lage der Sachen überdenken, und man müste keiner feinen Empfindung fähig seyn, wenn man nicht das ganze Gewicht dieser Großmuth fühlen sollte.

Leo van der Bloom fühlte es nicht; sondern fand seit der letzten Geschichte vollends den Menschen so abscheulich unverschämt, daß er mit Ernst darauf dachte ihn zu entfernen. Nun war er

darum auch in der That nicht zu verdenken, einen Menschen, der ihn brüskirte und seinen Vater zum Narren machte — so weit ers noch nicht war, so ein Mensch konte van der Bloom nicht angenehm seyn, und auf sein Patrozinium nicht rechnen.

Indessen hatte doch auch eine Unternehmung der Art ihre grosse Schwierigkeit, zumal für solchen, wie Leo war, der von aller Kabbale Feind, gern sein Recht den Leuten ins Angesicht vertheidigte, und der hier bey der unglücklichen Anhänglichkeit seines Vaters an dem Menschen, und bey dem ränkevollen Genie, das dieser hatte, tausend Hindernisse fand, die ihm bey dieser Unternehmung im Wege standen.

Der Leser muß nicht etwa glauben, daß der Anschein, den es seit einiger Zeit hatte, als wolte Julie ihn forn vom Triumphwagen weg und mit hinein nehmen, Leo so lebhaft bestimmt hätte sich seiner zu entledigen, es geschehe wie es wolle; das sey ferne! da wäre Leo van der Bloom eifersüchtig gewesen, und das war er nun einmal vor allemal nicht, denn das versicherte er oft sich selbst, sondern nur wegen der Narrheiten, dazu er seinem Vater verleitete, und so einem gutgesinnten Sohne muß doch auf alle Fälle das Wohl seines Vaters und sein guter Ruf am Herzen lie-

gen, und allenfalls wegen der wenigen Aufmerksamkeit, die er ihm bezeugte, und die er ihm doch aus Höflichkeit, als Sohn vom Hause wär schuldig gewesen; dies allein waren die Bewegungsgründe, die ihn zu diesem Entschlusse nöthigten, so ungern er ihn sonst faßte, hauptsächlich darum, weil doch der Kosmopolit selbst hätte argwohnen können, als ob die Eifersucht Antheil daran gehabt, und weil er um alles in der Welt nicht dem den Triumph machen wollte, daß er so etwas denken könnte.

Leo van der Bloom war eben in einer dieser Berathschlagungen, davon ich hier den Auszug geliefert habe, als Hochheim, ihm von seiner Reise zu benachrichtigen, ins Zimmer trat.

Wie stehts Freund? — man scheint heut nicht couleur de rose?

van der Bloom. Nicht so ganz! Es scheint, es hat sie so ein Wind aus der heissen Zone, ein Muffel, angeweht, und die Blätter sind gelb geworden.

Hochheim. Armer Bloom, Du wohnst in einem schlimmen Klima! denn ich weis, daß Du auch vom Froste leidest, und das ist ein elender Himmelsstrich, wo der Schneewind und auch der Muffel wehet.

van der Bloom. Ja in allem Ernste — ich war so eben in grosser Berathschlagung mit mir selbst.

Hochheim Soll ich präsidiren?

van der Bloom. Meinetwegen, wenn Du Rath weist?

Hochheim (der einen Stuhl nimmt und sich mit Gravität unter dem Spiegel setzt) Nun so wollen wir die Seßion anfangen!

van der Bloom. Nein im Ernste, ich überlegte mir eben, wie ich mir den lästigen Menschen, den Vagabonden vom Halse schaffen sollte. Denn er ist durch nichts wegzubringen.

Hochheim. Da weis ich mir nichts sicherers, als daß wir ihn verbrennen und die Asche in die Luft streuen — dächtst Du nicht so?

van der Bloom. Etwas ernsthafter Herr Präsident! wenn Sie da sitzen wollen! — — Nein, Du siehest selber, was er meinen Vater vor Thorheiten in den Kopf bringt, was er ihn dem Gelächter aussetzt — und nächst dem, wie er sich gegen mich beträgt —

Hochheim. Ja es ist wahr, was das vor eine Impertinenz ist, einem die Karten zu verwechseln und sich hin neben sein Mädchen zu setzen! —

van der Bloom. Ich weis, was Du damit sagen willst, Du glaubst, Eifersucht sey die Ursache, warum ich ihn gern los seyn wolte, aber da irrst Du Dich! denn wenn ich nicht sichrer glaubte geliebt zu seyn, und wenn ich schon bey diesem Nebenbuhler Zweifel hätte —

Hochheim. Nun ich will Dir weiter nicht Angst machen, aber unter uns, ich möchte den Glücksritter nicht zum Nebenbuhler haben!

van der Bloom (etwas unzufrieden) Du bist ja heute recht in Deiner schönsten Laune.

Hochheim. (ernsthaft) Und Du nicht; Du hast recht: es war unartig von mir, zumal da Du es Ursache hast; denn ich sehe die ganze Unannehmlichkeit Deiner Lage.

van der Bloom. Und die nicht zu ändern ist; es wäre denn, daß ich meinem Vater sagte, daß ich oder er ausziehen müste.

Hochheim. Das ist so eine Extremität, und Du weist, ich liebe die Extremitäten nicht. Aber das dächt ich ohnmaaßgeblich, daß Du Dich auf einen andern Fuß mit ihm setztest.

van der Bloom. Ja nun auf welchen? hab ich nicht alles gethan? laß ich ihm nicht reden und thun was er nur will?

Hochheim.

Hochheim. Dies ist eben nicht recht; denn so ein Mensch wie dieser, ist über alle Demüthigungen weg, so bald er also nur seinen Endzweck erreicht, es geschehe wodurch es wolle, so ist ihm alles gleich viel. Als eben zum Beyspiel beym letztenmale, da ihr Gesellschaft hattet, solltest Du durchaus ihm den Platz nicht lassen, den er sich angemaßt hatte, denn ein Sarkasm thut ihm nicht weh, und im nächsten vorkommenden Fall thut er dasselbe.

van der Bloom. Es ist mir aber ordentlich demüthigend, wenn ich mich mit so einem Menschen so al pari stellen, in Zank einlassen soll.

Hochheim. Nun ich meine darunter keinen Zank, sondern ich hielt für gut, daß Du in manchen Fällen ihn hart anliessest, ihn rauh begegnetest, denn er ist blos leichtsinnig unverschämt, ohne Festigkeit des Charakters und ohne allen Muth.

van der Bloom. Ja da weist Du aber auch wieder, wenn ich einmal anfange, so mach ichs gleich zu arg.

Hochheim. Oder könnte man nicht Deinen Vater in den Fall setzen, daß er die Windbeuteley des Menschen so ganz einsähe? und das selbst fänd?

van der Bloom. Ja könnte man nicht! könnte man nicht! — wenn man das könnte, so hätt ich nichts mehr zu fragen!

Hochheim. (bey sich) Der Thorheit! des ewigen Rathgebens! (laut zu van der Bloom, als wenn er die Wahrheit seines Einwurfs fände und sich korrigirte,) Du hast recht! diese Idee lag wol nicht so tief, daß ich Dich erst darauf bringen muste.

Hochheim entsann sich nun eins seiner vorzüglichsten Grundsätze, daß es klüger sey, sich rathen zu lassen, als andern rathen zu wollen; er brach also von diesem Gegenstande ab, als wenn er zu den vereinigten Provinzen gehört hätte, ohne daß etwas in der Berathschlagung ausgemacht war, und fuhr fort:

Eigentlich bin ich jetzt selbst in unangenehmer Lage; Du weist, wie ungern ich mich aus meinen Geschäften heraus reisse — daß ich mich über etwas sehr mäßiges sehr wichtig ausdrücke! und gleichwol werd ich nicht vermeiden können, zu meinen Onkel nach Leipzig zu reisen.

van der Bloom. Zu Deinen Onkel? — er ist ja kaum weg? —

Hochheim. Ich sollte gleich mit, aber ich konnte mich nicht entschliessen, da hab ich mir diese Frist ausgewirkt — und doch ists abgeschmackt — denn ich konte in dem Augenblicke,

da ich dieses that, wissen, daß ich nun eben so ungerne reisen würde wie da. Aber das ist so eine Inkonsequenz, wie zu meinem Aergerniß immer vorkommen.

van der Bloom. (neugierig) Nein aber sage mir nur, was sollst Du denn in Leipzig?

Hochheim. (unbedeutend) Auf Ehre, das weis ich selbst nicht. Ich vermuthe aber, daß er irgend ein politisches Allianz-Projekt im Kopfe hat —

Hier fand er abermals vor gut abzubrechen, weil er doch nicht gerne mehr Erläuterungen geben und auch nicht den Geheimnißvollen machen wolte; und gieng auf gleichgültigere Dinge über.

* * *

Der alte van der Bloom fand nach reiflicher Erwägung des Geschehenen mit Zuziehung seines geheimden Rathes, daß es nicht wohl gethan sey, wenn man seinen Würkungskreis gleich so weit ausdehnen wolle, sondern daß man besser thue, wenn man auf einen kleinern und sichern wirke; er nahm sich also vor, erst seine Mitbürger um sich her aufzuklären, und dadurch eben sowol die Methode als die Belage zu grössern Unternehmungen und Ausführungen sich zu erwerben.

Die Witwe eines ehemaligen holländischen Obristleutnamts, die armselig in der Vorstadt von einem kleinen Gnadengehalt lebte, die aber van der Bloom, da er sie am dritten Orte gesehn, weil er den Holländer gerade einmal machen wolte, landsmännisch in Affektion genommen, war einer der ersten Gegenstände seiner Proselytensucht. Madam van Breugel, so hieß die Witwe, war übrigens eine gescheite Frau, die mannigfaltige Kenntnisse und viel feine Lebensart besaß, und der unter allen Künsten und Fertigkeiten keine abgieng, als die praktische Rechenkunst, ob sie schon diesen Mangel durch Politik, Negoze, und feine Spekulationen fast gänzlich ersetzte.

Bey der grossen Weltkenntniß, die sie hatte, entgieng es ihrem geübten Auge nicht, sehr bald van der Blooms schwache Seite zu entdecken; und ihre Angelegenheiten lehrten sie sogleich, auf ihn, den das Gerücht wie gewöhnlich noch einmal so reich machte als er wirklich war, oder vielmehr auf sein Geld eine Spekulation zu machen.

Sie ließ sich also, weil er sie einmal nebst andrer Gesellschaft zu sich bitten lassen, mit ihm auf Religionsgespräche ein, hörte van der Bloom so mit Bewunderung und Beyfall zu, daß sie sogleich den seinigen in so viel grössern Maasse

besaß, und nun ward Lüdcke von der Toleranz, Bardts neues Testament, der Kirchen- und Ketzeralmanach, kurz so eine ganze schöne bunte Auswahl von Büchern, wovon er ihr die meisten selbst vorlas und erklärte, ihr zugeschickt; und sie wuste davon so guten Gebrauch zu machen, daß van der Bloom ganz von der Leichtigkeit und Deutlichkeit ihrer Begriffe, und von der Richtigkeit, mit der sie sich darüber ausdrückte, ganz hingerissen war; zumal da sie die Feinheit besaß, ihn glaubend zu machen, daß bloß sein Unterricht und seine Lektüre dies alles gewürkt hätte, ohngeachtet recht füglich van der Bloom in allem dem, was er zu wissen glaubte, hätte Unterricht bey ihr nehmen können.

Dies war nun zwar nichts für den Kosmopoliten; allein sein erfinderischer Geist wuste doch auch hier Rath, und sorgte dafür, daß er nicht ganz entbehrlich sey. Indem er also van der Blooms Plan, wegen der Aufklärung im kleinern, und der Bekehrung einzelner Menschen zu den hohen Lehren, davon dieser, wie oben gedacht, solche bestimmte Begriffe hatte, mit beytrat, und gegen den ehrlichen van der Bloom that, als ob er, sonderlich in Pols Hause, den Apostel nicht ohne Erfolg machte, welches sich auch noch zeigen wird, auch hier und da sehr nöthigen Rath

gab, wie man gewissen Fragen ausweichen und in manchen Verlegenheiten sich helfen sollte; so war er doch wenigstens von der Seite gedeckt, daß Leo nicht wegen seiner Vertreibung möchte gehört werden.

Allein nicht bloß in Lustgärten und Parks gedachte van der Bloom den guten Saamen auszustreun, sondern auch in ganz gemeines Kornland, ja auch in Erdäpfel Felde, wie er es den Grundsätzen eines Apostels für angemessen hielt; daher er mit allen Handwerksleuten, die für ihn zu arbeiten hatten, Gelegenheit nahm, Religionsgespräche anzufangen, und ihnen seine Ideen, und das zwar, damit sie Eindruck machen möchten, so parador wie möglich vorzutragen, dadurch auch wirklich sein Schuster und seine Wäscherin angereizt wurden, sich mit ihm darauf einzulassen.

Es würde unbillig seyn, wenn ich meinem Leser nicht wenigstens mit einem dieser Sokratischen Gespräche unterhalten wolte.

Wäscherin. Ihr Gnaden, was denken Sie von mir? da würden Sie mir den Teufel auf den Hals wünschen.

van der Bloom. Nein Weib, so leicht kömst Du bey mir nicht weg! denn der arme Teufel wird beständig so in der Welt umher kommandirt, daß es sein Glück ist, daß er gar nicht da ist.

Wäscherin. Wo ist er denn?

van der Bloom. Ja das wolt ich Dich eben fragen. Hast Du ihn denn gesehn?

Wäscherin. Das nun wol nicht, aber es giebt viel in der Welt, daß ich nicht gesehn habe, und wohl auch nie sehen werde.

van der Bloom. Nun wenn er Dir einmal etwas zu leid thun will, schick ihn nur zu mir; ich will seinetwegen ruhig schlafen.

Wäscherin. Ach Ihr Gnaden werden doch nicht auch keinen Teufel glauben, wie hier darneben dem Herrn Kammerjunker sein Reitknecht, dem ich wasche, der spricht auch immer, alle tausend Teufel sollen ihn holen, und wenn man zu ihm spricht, er sollte doch nicht so fluchen, so spricht er: das ist ja weiter nicht geflucht, denn es giebt keinen Teufel.

In diesem Augenblicke hätte der alte van der Bloom gerne den Teufel wieder in seine vollen Rechte eingesetzt, und seine glänzende Würde anerkannt; nur um aus der verhaßten Parallele mit dem Reitknecht des Kammerjunkers zu kommen. Er konte sich darein gar nicht ergeben, unterdessen war vor der Hand keine Rettung; er suchte also seinen Vorzug nur in der Art, wie man keinen Teufel glaubt, da er in der Sache mit jenen in gleichem Range stand:

Der Kerl weis viel, warum er das sagt! er versteht's nicht!

Wäscherin. Ja er sagt, er hätte es von seinem Herrn gehört, der glaubte weder Himmel noch Hölle, und er hätte vielmal — Gott verzeih mirs, seinen Spaß mit den Sachen getrieben, ausser wenn ein Gewitter gekommen wäre, davor habe er sich gefürchtet.

van der Bloom. Darum, das versteht ihr Leute nicht! Wenn man weiß, daß es keinen Teufel giebt, so zweifelt man nicht deswegen gleich an Himmel und Hölle!

Wäscherin. Aber es steht ja in der Bibel so viel vom Teufel; seit wenn soll er denn weg seyn?

van der Bloom. Ach das ist nur so ein jüdischer Popanz, daran die Juden einmal gewöhnt waren, und darum hat man sie dabey gelassen.

Wäscherin. Aber da die der liebe Gott dabey gelassen, warum wollen Sie uns denn nicht dabey lassen?

van der Bloom. Weil man jetzt aufgeklärter — klüger ist. . . .

Wäscherin. Ihr Gnaden haben mich wohl zum besten; wir sind jetzo doch noch nicht klüger als damals der liebe Gott gewesen ist.

van der Bloom. Ach Du bist nicht gescheut, Weib! das versteht man so, daß die Leute jetzo, da sie aufgeklärter sind, keinen solchen Popanz mehr brauchen.

Wäscherin. Aber wozu brauchten sie ihn denn damals?

van der Bloom. Die Leute dadurch in Furcht zu erhalten, daß sie nicht so böse seyn solten.

Wäscherin. Ja ihr Gnaden, was das anlangt, so brauchten wir ihn immer noch. Sie haben mir nur noch diese Woche drey Paar Strümpfe vom Treugeplatze gestohlen — es ist gottloses Volk!

van der Bloom. Und die Leute damals waren auch einmal an den Begriff gewöhnt, sie glaubten an so einen Popanz!

Wäscherin. Nun unser einem wird es auch spanisch vorkommen, wenn wir keinen Teufel mehr hätten —

Man wird wohl glauben, daß van der Bloom zuweilen leichter fand, an seinem grossen Toleranzsystem zu schreiben, als mit seiner Wäscherin zu disputiren, deren Naivität ihm zuweilen so warm machte, als die Nasenweisheit des pedantischen Examinators einen jungen neumodischen Gottesgelehrten, wenn sie auf die Exegese kommen. Indessen wust er ihr doch sein Gespräch

merkwürdig genug zu machen, daß sie, so oft sie Wäsche brachte, mit dem Herrn selbst zu sprechen suchte, der denn immer diese Gespräche erneuerte, und ihr durch seine weisen Lehren zwar nicht seine Sätze begreiflicher, aber doch die ihrigen unbegreiflicher machte.

* * *

Hochheims und Henriettens Lage blieb indessen noch eben so kritisch gegen einander, als sie gewesen waren. Jener hatte noch eben die Zurückhaltung und diese die daraus folgende Ungewißheit, die vom ersten Anfange ihrer Bekanntschaft sich nie verloren hat.

Zwar war Henriette fein genug, um so einen Grund davon zu vermuthen, als wirklich vorhanden war; aber so eben ward sie wegen ihrer Vermuthung zweifelhaft, denn sie glaubte, daß der Besuch seines Onkels etwas in seinem Benehmen ändern, und ihn entweder noch zurückhaltender oder offner machen müßte. Denn, schloß sie, nicht ohne Grund, ist die Ungewißheit wegen der Einwilligung seines Onkels die Ursache seines vieldeutigen Betragens, so wird er jetzo, da er gegenwärtig ist, auf irgend eine Weise ihn auszuforschen suchen, und nachdem er ihn geneigt oder

abgeneigt gefunden hat, so muß er auch nunmehr in seinem Betragen wärmer oder kälter werden. Daß er aber könnte mit seinen Nachforschungen verunglückt seyn, wie es wirklich zum Theil der Fall war, dies konte nach ihrer Meinung bey Hochheims Geist und Feinheit nicht möglich seyn, und daß er aus einer gewissen Muthlosigkeit und Hange zur Bequemlichkeit, den wir in dergleichen Fällen gewöhnlich haben, einen Hauptsturm zu wagen verschoben, dies hätte sie vors erste auch seinem Charakter nicht zugetraut, und denn wuste sie auch nicht, daß er willens hatte, ihn sobald wieder zu sehn. Diese Gleichheit, die er also auch nach seines Oheims Abreise in seinem Betragen beybehielt, machte sie an ihm gänzlich irre. Und wie das geht, wenn wir einmal auf dem Meere des Zweifels umher getrieben werden, dann wird uns selbst der Hafen zur Klippe, und der Wind, der die Seegel der Hoffnung schwellen sollte, zerbricht unsre Masten, und wirft uns mit einemmal auf den Fels des Mistrauens und der Unzufriedenheit — ich will nicht sagen der Verzweiflung; und dies thut hinwieder auf diejenigen, mit denen wirs zu thun hatten, eine so widrige Wirkung, daß eben daraus oft alles das Uebel wirklich entstehen kann, das wir uns vorher nur eingebildet hatten.

Hochheim und Henriette (ganz allein.)

Henriette. Beynahe schäm' ich mich, daß Sie mich bey dem Buche finden.

Hochheim. Adolphs Briefe? Das ist ja ein bey der Toilette sehr beliebtes Buch.

Henriette. Ich weis aber, was Sie davon halten, und welches noch sonderbarer ist, bin Ihrer Meinung und....

Hochheim. (scherzend) Ist das sogar sonderbar, meine Meinung zu haben?

Henriette. Hätten Sie mich nur ausreden lassen, so würden Sie schon gefunden haben, was noch sonderbarer wäre: ich wolte hinzusetzen, und dennoch les ichs — Wie erklären Sie sich das?

Hochheim. O da kennen Sie meine Demuth nicht, wenn Sie glauben, daß ich mir die Falten des weiblichen Herzens zu erforschen getraute.

Henriette. (mit angenehmer Heiterkeit, aber nachdrücklich) Herr Referendarius, ist heut kein anderer Ton zu hoffen? —

Hochheim. (indem er ihr die Hand küßt) Ich bitt um Verzeihung liebes Jettchen, ich kann nicht leugnen, er war impertinent. (indem er das Buch in die Hand nimmt) nein aber im Ernste, wie kommen Sie denn auf das Buch?

Henriette. Weil sich heut meine Schwester mit mir stritt, und mir ausdisputiren wolte, des jungen Großmann seine Geschichte wäre dieselbe.

Hochheim. Nein da hat sie unrecht, denn diesem hat die Waldern nicht die geringste Hofnung gemacht, sondern er hat sichs nur eingebildet.

Henriette. Das behauptete ich eben auch, und nun wolt ich ihr hieraus beweisen, daß sie unrecht hätte.

Hochheim. Julchen nimmt also wohl seine Parthie? —

Henriette. Vorhin that sies. . . .

Hochheim. Weil Sie widersprachen — denn das ist ein kleiner Widerspruchsgeist. — Nein das wäre sonderbar, wenn die Waldern sich da solte seiner Phantasie aufopfern.

Henriette. Ja wohl, da könnte man sich wohl noch etwas anders einbilden!

Hochheim. Indessen giebt es doch, deucht mich, darüber viel Mißverstand; weil bald Eitelkeit, bald Mißtrauen da seine Auslegungen macht -- und ich kann sagen, daß ich da habe die klügsten Leute sich betrügen sehn.

Ha! dachte Henriette, sollte das nicht auf dich gehen? und die Pille nur durch diese: klügsten Leute, vergoldet worden? — und gab sogleich den Beweis zu dem, was Hochheim in dem Au-

genblicke gesagt hatte, das zuweilen das Mistrauen seine Auslegungen machte.

Hochheim hatte so eben im Sinne, weil sie stillschwieg, hinzu zu setzen: ohngeachtet ich für meine Person immer geglaubt habe, unverkennbare Zeichen zu haben, daraus ich schließe, auf welchen Fuß und in welchen Verhältniß ich mit einer Person stehe; aber ehe er noch anfieng, war sie dieser Materie überdrüßig und brach sie ab:

Werden Sie künftige Woche mit auf dem Balle seyn?

Hochheim. Ich bitt um Verzeihung, ich werde gar nicht hier seyn können, ich muß nach Leipzig.

Henriette. Wollen Sie schon Ihrem Oheim die Visite wieder geben?

Hochheim. Ja es ist ein ziemlich pünktlicher Mann, und ich must es ihm auf diese Zeit versprechen, daß ich ihn besuchen wolte. — Ich weis selbst nicht, warum er meinen Besuch mit der Wichtigkeit behandelte? — Aber wer hat eigentlich diesen Ball veranstaltet? —

Nun gieng das Gespräch durch verschiedene Kapitel von dieser Wichtigkeit, bis Hochheim wieder weggieng.

Henriette (allein.)

Also er hat die klügsten Leute über diesen Punkt sich irren sehn! allerliebst! wenn das nicht mir gesagt war, so will ich — er hätte gar nicht zu sagen gebraucht, die klügsten, ich habe mich noch gar nicht darunter gerechnet! Aber Närrin! bist du nicht aufgebracht? und auf wen? — hat er dir jemals etwas gesagt, darauf du Ansprüche an ihn machen kontest? Es ist wahr, er ist jederzeit sehr artig gegen mich gewesen, und er ist nicht der Mann, der einer jeden die Kur macht — aber dennoch berechtigt dich dies, Ansprüche auf sein Herz zu machen? — Thörin, daß du das Glück deines Lebens daran gehängt hast! — (sie weint) aber doch sind die Banden so süß! und er so ein herrlicher! herrlicher Mann! — edler und besser als einer! — O der Romanenheldin! mit ihren Luftschlössern! — die sich so irrt wie die klügsten. — Aber ist nicht selbst dieses edel von ihm? würde dies jeder gethan haben? würde jeder das unbesonnene Mädchen so am Rande des Abgrundes gewarnt — nicht seiner Eitelkeit geopfert haben? Ach es ist zu spät! sie ist dennoch das Opfer — aber nicht deiner Eitelkeit, nein deiner Vortreflichkeit! deiner Annehmlichkeit! aller deiner herrlichen herrlichen Eigenschaften. — Dieser Opfer ist sie? dieser und ihrer Thorheit —

wenn das Thorheit ist, das herrliche herrlich, und das liebenswürdige liebenswürdig zu finden — wenn das Thorheit ist! —

So saß sie noch eine Stunde lang da, bewieß sich, daß sie ihn lieben muste, und daß sie dennoch diese Liebe geradezu ins Verderben stürzte. Liebte ihn zu sehr, um ihn eine Untreue oder die geringste Immoralität Schuld zu geben, darum, daß er nie der ihrige werden würde, und hätte doch gleichwol gern bewiesen, daß sie es eigentlich von ihm verlangen könne, daß er keiner andern, und noch mehr, daß er der Ihrige werde; bis die Hofnung alle diese Labyrinthe des Zweifels mit einem Winke hinweg zauberte, und sie, ein Paradies um sich her, an Hochheims Seite stellte, welches alles aber eben so geschwind wiederum verschwand, als ein Theaterhimmel, den die Klingel des Maschinenmeisters in die Ufer des Styx oder in eine Gegend am Acheron verwandelt, ohne daß hier eine hängenbleibende Kulisse oder ein schlecht aufgeputzter Maschinenknecht die Illusion gehindert hätte, wie bey den Theater-Veränderungen so häufig geschiehet.

Hochheim ist hierbey doppelt zu beklagen. Denn einmal wird er nun mit seiner grossen Zurückhaltung über die Hälfte meiner Leser, nemlich

alle meines Geschlechts aufbringen, denn wer kann solche zärtliche Klagen und solche untadelhafte Thränen von einem so hübschen Mädchen mit ansehn, ohne auf ihre Seite zu treten. Und ob sie gleich bescheiden und zärtlich genug ist, ihn nicht anzuklagen, sondern zu entschuldigen, so gravirt ihn doch dieses mehr, als daß es ihn frey spräche, denn dies vermehrt auf alle Fälle ihr Verdienst und seine Schuld. Ueber dieses macht er sich selbst, ohngeachtet er sich Henrietens Lage nicht zur Hälfte so traurig, und ihre Empfindung nicht zur Hälfte so lebhaft vorstellt als sie wirklich ist, Vorwürfe über Vorwürfe, daß er sie dahin gebracht hat, ohne sich gegen sie deutlicher erklären, und auch selbst, denn zuweilen focht ihn doch ein bescheidnes Mistrauen an, über sein Schicksal bey ihr, bestimmte Antwort erhalten zu können. Zumal da die Empfindungen des Mismuths, die beym Ende des letzten Gesprächs in Henrietten so überhand nahmen, auch auf ihr Betragen einen merklichen Einfluß hatten, und Hochheims Mistraun in sich selbst gewaltig rege machten. Hierüber ward noch projektirt, Vergleichungen angestellt, des Oheims Charakter zergliedert und untersucht, Ideen geprüft, Plans entworfen und verworfen, wie man

etwa ihm beykommen; wie man ihn ohnfehlbar gewinnen könne. Und immer blieb, nach allen diesen Berathschlagungen, Prüfungen und Entwürfen der Zweifelsucht und dem Mistrauen noch eine Menge Fragen unbeantwortet, und gewisse Punkte so bedenklich, daß sich seine Ruhe gerade um nichts besser dabey befand, als sie sich zuvor befunden hatte.

* * *

Bey allem dem aber war das Vernehmen zwischen Leo van der Bloom und dem Kosmopoliten immer schlechter. Und die Bekehrung des Polschen Hauses, die der letztere vorhatte, war gar nicht ein Projekt, die Aussöhnung zu befördern. Nun hatte zwar van der Bloom den Vortheil, daß der alte Pol, seit der oben angestellten Ausforschung und Entdeckung dessen, was in den Kabinettern seiner Töchter vorgieng, so viel wie möglich dahin negotiirte, daß der Kosmopolit bey Julien nicht zu mächtig werden möchte; allein da seine Geschicklichkeit in Negotiationen blos auf politische Angelegenheiten sich erstreckte, und er nicht genug von Angelegenheiten des Herzens verstand, so war das eine sehr schwache Hülfe gegen einen so thätigen und geschickten Ge-

schäftsmann in diesen Sachen, wie der Kosmopolit war.

Desto geschickter und listiger war Julie, deren Geschmack sich im Geheim, wie auch noch in Zukunft erhellen wird, längst sehr entscheidend für den Kosmopoliten erklärt hatte, wenn man die selbstsüchtige augenblickliche Laune einer Person wie Julie war, eine solche Erklärung nennen kann. Denn immer erhielt sie sich so vorsichtig zwischen ihren beyden Liebhabern inne, daß jeder glaubte, es sey bloß um ihr Spiel zu verbergen, daß sie dem andern so artig thue wie ihm, weil er übrigens seines Vorzugs gewiß war. Sonderlich wiegte sich Leo beständig in dem süssen Traume von Eigenliebe und Eitelkeit, der durch alles das, was ihm Julie im Geheim sagte, immer lebhafter gemacht wurde; dies verminderte aber seine Bitterkeit gegen den Kosmopoliten nicht, und es kam endlich dahin, daß sie sich nicht mehr sahen, ohne eine Lanze miteinander zu brechen; in wie fern man einen so kriegerischen und heldenmäßigen Ausdruck von einem so ungleichen Streite, als den zwischen dem stolzen reizbaren Leo van der Bloom und einem aristippischen Parasiten, wie der Kosmopolit war, gebrauchen kann.

Endlich aber konte Leo nicht länger sich enthalten, so lange auch Eitelkeit und Reizbarkeit

sich in ihm gestritten hatten, seiner Empfindung zu folgen, und seinen Nebenbuhler um jeden Preiß von Julien zu entfernen, damit er ihm nicht durch seine Gegenwart jede angenehme Stunde da verbittern, und überhaupt, weil er doch immer, wenn er ihn gar nicht brauchte, zur Hand war, nicht länger überlästig seyn möchte. Zwar war der Gedanke, daß man dieses blosse Eifersucht nennen möchte, ihm äusserst verhaßt; auch erschwerten es ihm Juliens Anstrengungen, die allezeit, wenn er sein Misvergnügen über ihre Freundschaft mit dem Kosmopoliten bezeugte, sehr lebhaft behauptete, daß dies ein Mistrauen in ihren Charakter verrieth, welches sie aufs äusserste kränkte; allein seine Antipathie gegen ihn vermocht es über dies alles.

Julie Pol. Leo van der Bloom.

Julie. Was ist das Leo? was hast Du heut vor eine Bußtags Mine?

Leo van der Bloom. Ich werde doch nicht alle Tage Bußtag haben! Das ist meine Alltagsmine.

Julie. Mach mir nichts weis, Du hast etwas im Köpfgen, es sey nun was es sey.

Leo. Und wenn ich etwas drinnen hätte! — was dann?

Julie. (zärtlich) Leo, kannst Du erst noch fragen? lehrte Dich nicht längst die Liebe: was dann?

Leo. (einigermassen verlegen) Wie, wenn mich nun die Liebe lehrte, dann es zu unterdrücken und nicht meine Theure zu betrüben?

Julie. So wars Afterliebe, die Dir solche Irrlehren predigte. So war ich nicht Dein zweites Ich, jeder Freude und jedes Kummers Vertraute: und dies bist Du mir; dies solt ich Dir seyn.

Leo. Aber noch einmal: und dann? — dann würd ich den Kummer zweymal fühlen.

Julie. Also soll ich meine Vertraulichkeiten zurück nehmen? — soll nur auf Hofmanier mit Dir Freund seyn?

Leo. Nein Julie! um Gotteswillen nicht.

Julie. Also —

Leo. Und was?

Julie. Also, was war Dir im Kopfe?

Leo. (nach einigem Besinnen) Aber wie, wenn mein Kummer Thorheit wäre?

Julie. (lebhaft) Bin ich nicht thöricht genung, Dich mit allen Deinen Thorheiten zu lieben!

Leo. Aber wenn ich im voraus wüste, daß diese Thorheit Dir misfiel?

Julie, die ohnedies vom Anfange gleich ahndete, wo ihn der Schuh drückte, wuste nun ganz bestimmt, worauf es ankam; sie suchte also das Gespräch bestens zu wenden:

(äusserst zärtlich.) Sollte denn nicht mein Rath, mein Bitten, meine Liebe Dir helfen, etwas, daß Du als eine Schwachheit erkannt hast, zu überwinden?

Leo schwieg etwas betroffen, daß man sich seines Ausdrucks, Thorheit, so vortheilhaft gegen ihn bediente, ohngeachtet man noch obendrein die Feinheit hatte, ihn in Schwachheit zu mildern.

Julie fuhr also fort, weil sie einmal im Zuge war, und jetzo recht gut drauf eingelenkt hatte, dies Kapitel zu berichtigen:

Also soll ich nichts erfahren?

Leo sahe nun schon, daß Julie ihm den Weg, den er erst einschlagen wolte, und der ihm der bequemste schien, verrennt hatte, er entschloß sich also, sich so gut zu helfen als er könnte, rasch umzukehren und einen andern einzuschlagen.

(bittend.) Julie, könntest Du mir wohl eine Thorheit verzeihen?

Sie war überrascht, und wuste kaum was sie sagen sollte —

Julie. Weist Du nicht, was ich Dir schon darüber gesagt habe?

Leo. Aber auch eine Bitte?

Julie. Hab ich Dich je in etwas vergebens bitten lassen, wenn es von mir abgehangen?

Leo. Sie hängt von Dir ab! Du brauchst nur zu wollen.

Julie. So weist Du, daß Du sie hast, und wenn es mein Leben wäre!

Leo. Julie! Du weist, wen ich nicht leiden kann! woltest Du wohl —

Julie hatte nunmehr das voraus gesehen, also auch schon eine Ausflucht parat, um ihm begegnen zu können. Indessen um doch auch ihn ein Bischen für diese Zudringlichkeit zu strafen, und ihn von dergleichen Eingriffen in die Regierung abzuschrecken, sagte sie etwas ernst:

Ihn mit Gifte vergeben! nein lieber Freund, das geht nicht wohl an; es möchte der Justiz verrathen werden.

Leo. Siehst Du Mädchen, daß Du mir die Bitte nicht verzeihst?

Julie. Ja ich verzeihe sie Dir, aber Du verlangst eine Ohnmöglichkeit; nicht wahr, ich soll ihn nicht mehr sehn?

Leo. Und Du woltest meiner Liebe nicht das Opfer bringen?

Julie. Kann ich über meinen Vater gebieten, kan ich ihm befehlen, wen er sehn soll oder nicht?

Leo. Aber Du brauchtest nur weniger freundlich, weniger einladend gegen ihn zu seyn —

Julie. Ha! ich bin also freundlich und einladend gegen ihn! (trotzig) Nun gut, ich will gegen alle Mannspersonen grob und unartig seyn, mögen doch die Leute sagen was sie wollen, so kannst Du mir doch keine Vorwürfe machen! aber das wird Dir viel Freude machen, wenn Du mich für eine ungesittete Närrin verschreyen hörst!

Wer Menschen und Leidenschaften kennt, dem hab ich gar nicht nöthig noch erst zu versichern, daß dies bey Leo, ohngeachtet seiner hartnäckigen Eitelkeit mehr war, als erforderlich gewesen wäre, ihm den Muth zu benehmen, er kroch also zum Kreuz:

Sey nicht böse Mädchen! liber Engel! ich bitte Dich! ....

Hier unterbrach ihn Julie, und darinnen begieng sie einen grossen Fehler, denn er war so eben an dem, gänzlich zu widerrufen, und ihr Benehmen in der Angst seines Herzens zu billigen, aber weil die Ueberraschung vorüber war, und er sich während ihrer Rede wieder gesammlet hatte, war es nichts damit.

Julie. Ich bin nicht böse, aber Du kannst doch glauben, daß mich solch Mistrauen kränkt, und solche Zumuthungen in Verlegenheit setzen?

Leo. Aber liebe Julie, sagtest Du nicht vorhin, daß Du mich mit allen meinen Thorheiten liebtest? — wirst Du mir nicht auch diese verzeihn.

Julie, die nunmehro schon ihre Maaßregeln genommen, und die überhaupt den doppelten Kunstgriff inne hatte, immer zu thun, als ob sie viel von ihren Rechten verschenkte, wenn sie entweder in einer Sache nachgab, die sie sich nicht durchzusetzen getraute, oder wenn sie sich sonst ihres Schadens zu erholen wuste, machte die Großmüthige:

Leo, was thät ich nicht, wenn Du es wünschest? — Du sollst sehen, wie ich mich gegen ihn benehmen will!

Leo. Nein Julie, nein, ich habe nichts gesagt! verzeihe meiner Thorheit, gutes, herrliches Geschöpf! ändre Dein Benehmen nicht —

Julie. Was glaubst Du von mir! denkst Du, daß ich Dir nicht mehr zu Gefallen thät? kannst Du meiner Liebe nicht mehr zutrauen? — gesetzt auch, daß es ein Bischen auffällt! —

Leo. Darum eben thu es nicht, es war entsetzlich einfältig von mir, daß ich das nicht einsah und so etwas von Dir verlangte.

Aber alle diese Protestationen waren vergebens, und Julie Pol unerbittlich in ihrem Entschlusse, mit dem Kosmopoliten nicht mehr — in Leo's Gegenwart freundlich zu thun, zu welchem Benehmen sie gegen jenen den Vorwand brauchte, daß sie ihren Vater noch nicht von dem Heyrathsprojekte mit Leo, davon er gegen sie doch noch kein Wort geäussert, abbringen könne, und ihn also um ihres Vaters willen nicht aufbringen dürfe; welches mit ihrer Beredsamkeit und List vorgetragen, so wenig zusammenhängend es eigentlich war, ganz scheinbar wurde, so wie hinwieder der Kosmopolit darauf nicht so sehr drang, sondern gegen den Genuß von Juliens Gunstbezeugungen sich schon so eine Zurücksetzung gefallen ließ.

* * *

Ich möchte schon wissen, wie meine Leser, wenn anders jemand mein Buch bis hierher ausgehalten, oder genug Interesse davon hat, um zu rathen, den Ausgang des Buchs erwarteten, da sie doch, vielleicht zu ihrem Trost, finden,

daß es unter der rechten Seite ihres Daumens dünner wird als unter der linken. Und ohngeachtet sie wenigstens einen Hauptumstand errathen können, welches mir herzlich leid thut, so liebe ich doch, daß man in einem Buche noch etwas zu erfahren übrig behält; denn da einer der ersten Reize einer Idee der Reiz der Neuheit ist, so find ich nichts sonderbareres als ein Buch zu lesen, dessen Inhalt ich schon vorher wissen kann. Sollte mein Leser aus dieser Bemerkung noch grosse Revolutionen und wichtige Begebenheiten für diesen noch übrigen Theil des meinigen folgern und sich irren, so müßt ich um Verzeihung bitten, denn ich hätte ihn irre geführt, vergleicht er aber den vorhergehenden Theil des Buchs mit dieser Folgerung, so hab ich das Recht auf meiner Seite, und er darf keine so grossen Begebenheiten hier erwarten.

Man wird vielleicht sagen, diese Ueberraschung könne nicht sichrer bewürkt werden, als wenn der Autor selbst nicht wisse, wie ers endigen werde, und ich schiene mir diese Bemerkung zu Nutze gemacht zu haben; quod nego! und mein Leser thät mir einen Gefallen, wenn er mir sogleich aufs Wort hin glaubte, daß dieses ein erkünstelter Anschein von Planlosigkeit sey, der durch mein Buch herrschet, damit es der Natur ähnlicher

sehe, wie die grossen englischen Schauspiele und englische Gärten — doch dies alles nur in Miniatur, wie so dergleichen Sachen ohnedies auf unserm Boden gewöhnlich ausfallen.

Wir wissen, welches Examen der politische Pol mit seinen Töchtern angestellt hatte; welche seine Schlüsse er sogleich daraus zog, und welche Projekte er darauf gründete, will ich sogleich meinem Leser bekannt machen, wenn er es nicht errathen hat.

Er war ein Mann voll guten gesunden Menschenverstandes, der zwar nicht durch Wissenschaften gebildet worden — man sieht aber auch oft, wie wenig diese ausrichten — der aber gewiß allezeit, wenn sich nur nicht die politische Kannengiesserey drein mischte, sehr richtig sprach und die Sachen beurtheilte. Weil er nun seine Töchter weder an die vereinigten Staaten von Amerika, weil sie für diese nicht hinreichten, noch an einen der kriegsführenden Könige, weil diese alle bereits mit Weibern versehen sind, verheyrathen konnte, so dachte er darüber sehr richtig.

Ohngeachtet er nun seine jüngste Tochter so ganz genau nicht kannte, so war ihm doch die Bekanntschaft mit dem Kosmopoliten zu vertraut, als daß sie ihm gefallen sollte, weil er allerdings eine Verbindung mit dem jungen van der Bloom

und ihr gewünscht hätte; und sonderlich von einer Allianz mit jenem gar nicht den geringsten politischen Nutzen sich versprechen konnte. Denn ein Bündniß mit ihm konnte nicht wichtiger und von grössern Folgen seyn, als eins mit der Republik Lucca — oder mit einer kleinen freyen Reichsstadt, welches niemand für eine sehr kluge und interessante Negotiation halten würde, wie sie sich doch von einem so politischen und grossen Kopfe erwarten liesse. Er fieng also allmählig an, mit möglichsten Fleisse die Geschäfte zu betreiben, vergaß beynahe auf vierzehn Tage seine Freunde in Amerika, und suchte beym alten und jungen van der Bloom, und bey seiner Tochter die Sache in die besten Wege einzuleiten, doch dieses mit Umschweifen, die ihn erst in diesen vierzehn Tagen dahin brachten, wohin er hätte in der ersten halben Stunde seyn können — das ist dahin, daß diese Leute merkten, was er vorkommenden Falls zufrieden seyn wolle. Dies alles betrieb er mit einer Anstrengung und einer Thätigkeit, die ihm vom Morgen bis zum Abend unaufhörlich beschäftigte; und die der Sache bey dem sehr geheimnißvollen Ansehen, daß er dabey annahm, eine ganz eigne Gestalt gab, denn er stellte sich dabey an wie ein Kammerherr, der in Gesellschaft kommt und auf dem Herzen hat, daß

der Fürst den künftigen Morgen auf die Auerhahn Falz gehen will.

Der alte van der Bloom hingegen, der so geheimnißvoll gar nicht war, sondern alles sehr vor den Augen des Publikums verhandelte, wie er sogar bey seiner Ernennung zum bewusten Erzbißthum bewiesen hatte — welche der zehnte nicht so bekannt hätte werden lassen, van der Bloom sag ich, der sich zwar auch zu wichtigen, und zwar noch weit wichtigern Geschäften geschickt und bestimmt fühlte, aber zu Geschäften andrer Art, zu apostolischen Thaten, die nicht im Gehirn, sondern vor den Augen des Volks, im Angesicht von Tausenden müssen verrichtet werden, um ihren grossen Effekt zu thun, nahm, wie alle dergleichen Dinge, dies Projekt von Pol, zwar mit vielem Beyfall, aber zu grossen Misvergnügen des Negotiateurs ganz mit apostolischer Freymüthigkeit auf, und hätte darüber disputirt, wenn jemand gewolt hätte, wie Luther zu Leipzig auf der Pleissenburg über die Sätze der Römischen Kirche. Denn nun fiel alles Ansehen eines Staatsgeheimnisses weg, und die ganze Idee war nicht mehr halb so viel werth. Jemand indessen, der es sehr wider sein Wissen, und im gewissen Verstande auch wider seinen Willen auf den Fuß nahm, war seine Tochter

Julie, die zwar im Ganzen nichts gegen die Sache gehabt hätte, weil sie vom ersten Anfang die Heyrath mit einem reichen Erben, vermöge des politischen Blutes, das in ihren Adern floß, sehr schicklich und annehmlich gefunden, und daher auch Leo'n bis hierher immer beybehalten hatte: Allein das obige Gespräch mit ihm und dieser politische Entwurf ihres Vaters, der zufälliger Weise wahr machte, was sie gegen Leo's Nebenbuhler längst vorgegeben hatte, was es damals aber noch gar nicht war, gab ihr doch in Rücksicht des immer noch sehr begünstigten Kosmopoliten eine kritische Lage, ohne daß es jedoch im geringsten sie vermocht hätte, in der That von diesem sich um ein Haar breit zurück zu ziehn; sie nahm das also sogleich als Staatsgeheimniß, und veranstaltete mit ihrem Liebling geheime Zusammenkünfte, damit es ihr um so viel besser glückte, weil es den Kosmopoliten, vermöge der schon gedachten Heimlichkeit mit der Pols Negotiation betrieben wurde, und die er längst gemerkt hatte, ehe noch der alte van der Bloom sie ihm als seinem Vertrauten eröffnete, von der Nothwendigkeit überzeugte, sein Glück zu verbergen, und selbst gegen seinen Nebenbuhler sich den Triumph zu versagen, es merken zu lassen.

Leo van der Blooms Eigenliebe kalkulirte indessen ganz anders, sahe in Juliens veränderten Benehmen gegen den Kosmopoliten anfangs die Ueberlegenheit von Juliens Leidenschaft selbst über den Wohlstand, wenigstens den sie dafür hielt, und nachher die ungezwungene Besserung ihrer Zärtlichkeit, da ihr Vater es bewillige, und diese Idee wiegte ihn in so seelige Träume, daß man eben noch nicht so in Filsschuhen hätte zu gehen gebraucht, wie Julie und der Kosmopolit darinnen giengen, um ihn nicht daraus aufzuwecken.

* * *

Während dem allen hatte Gottfried van der Bloom sein Reformationsgeschäfte auf das eifrigste zu betreiben gesucht, und hatt es auch wirklich dahin gebracht, daß nicht nur die Wäscherin alle Wochen zweymal zu ihm zum Unterricht kam, sondern auch die Frau van Breugel seine aszetischen Vorlesungen anhörte; auch hatte bey der erstern, ohngeachtet ihrer obbewiesenen natürlichen Naivetät der Fanaticismus so weit überhand genommen, daß sie sich aufwarf, gegen den Teufel zu predigen, so gut sie ihm vertheidiget hatte.

Zufälliger Weise war unter ihren Kunden ein Stadtgeistlicher, dessen Glaube eben so altmodisch aussah, als die Kraussen, die sie ihm wusch, und ohngeachtet dieser es wider seine Priesterwürde gehalten hätte, sich mit der Wäscherin zu unterhalten, so konnte diese doch gegen seine Hausbedienten eben so wenig verschweigen, daß sie klüger sey als sie alle, als es der Reitknecht des Kammerjunkers hatte gegen sie verschweigen können, und so kam denn gewandsweise die Sache bis zur ersten Instanz.

Hier ward die Sache ernsthafter genommen als die Wäscherin sichs vorgestellt hatte. Sie setzte mit der ihr eigenen Naivität voraus, daß andere Leute ihr das Ding nicht übler aufnehmen könnten als sie es dem Reitknecht aufgenommen, da sie noch nicht seiner Meinung war. Der Geistliche aber hörte seine Leute nach einander ab, die es von der Wäscherin gehört hatten, daß sie gesagt, sie glaube keinen Teufel, und nachdem diese alle es bestätigt und die Beschuldigung als richtig anerkannt hatten, sollte anfangs sogleich die Verbrecherin herbey geholt werden, allein er besann sich doch, daß dieses zu viel Aufsehen machen würde, und weil sie ihm doch seine Kraussen sehr hübsch und ordentlich wusch, es auch noch dazu

um ein beträchtliches billiger machte als ihre Vorgängerin, so gebrauchte er doch diese Schonung, und wartete ab, bis sie wieder ihr Geschäfte ins Haus brachte; aber da ward sogleich Beschlag auf sie genommen, und sie vor das geistliche Gericht gebracht. Die ehrliche Frau ließ sich nicht träumen, daß sie über so einen wichtigen Gegenstand aus der Dogmatik Red und Antwort geben sollte, würde aber darum nichts unruhiger gewesen seyn, wenn sie es auch gewust hätte, weil sie glaubte, in dieser Materie so gesattelt zu seyn, daß sie eine Disputation mit den ersten Lehrern der orthodoxen christlichen Kirche aufgenommen hätte, so scheinbar hatte ihr van der Bloom die Sache gemacht, denn sie sahe nicht ein, warum sie nicht ihre Gegner sollte eben so gut überzeugen können als van der Bloom sie überzeugt hatte.

Allein hier kamen Einwürfe vor, die ihr noch nicht vorgekommen waren, und die ihr van der Bloom noch nicht beantwortet hatte, wohl auch nicht beantworten konnte, billig mußte sie also auch hier die Antwort darauf schuldig bleiben. Auch fand sie zu ihrem großen Leidwesen, daß dieser Gegner eine ganz andre Form zu disputiren hatte, denn es war im Grunde mehr ein Verhör über das, was van der Bloom that und lehrte, als eine Disputation, und darauf war sie aber-

mals nicht eingerichtet: Sie bestand also herzlich schlecht, selbst nach ihrer eigenen Ueberzeugung. Indessen denke man sich van der Blooms Lehren, die er selbst nicht verstand, von einer Wäscherin vorgetragen, die gewiß nicht im Stande war da Sinn hinein zu bringen, wo keiner war, sondern den einzigen Funken, der noch etwa darinnen hätte seyn können, heraus zu bringen, und nun denke man sich das Resultat.

Der Geistliche, ohne sich also wie van der Bloom bey seiner Disputation auszusetzen, durch die nasenweisen Antworten der Wäscherin in Verlegenheit zu setzen, welches ihm eben so gut wie jenem hätte begegnen können, gieng wie gedacht, den sehr sichern Weg, auf Discußionen mit ihr sich gar nicht einzulassen, sondern sie bloß über alle die Sachen zu befragen, ihre Antwort, (darinnen jedoch bloß die Lehre vom Teufel einigermaßen ins Klare gesetzt, das übrige aber lauter Unsinn war;) so gut er konnte zu Protokoll zu nehmen, und damit sogleich zum Vorsitzer des Sanhedrins zu laufen, damit dieser ein Einsehen haben und solchen Unwesen steuern möchte.

Zum Glück war dieses geistliche Oberhaupt der Stadt ein Mann, der mit grossem Scharfsinn eine tiefe Kentniß und wahre Gelehrsamkeit verband, und der wegen seines christlichen Dul-

dungsgeistes und wegen seiner wahren Menschenliebe eben so allgemein geschätzt und geliebt als dieser sein streitbarer Kollege wegen seines unruhigen hitzigen Kopfes und seiner Herrschsucht gescheuet wurde.

Er konnte bey seinen tiefen Einsichten und bey seiner ruhigen Vernunft nicht umhin zu lächeln, als der Geistliche mit dem Protokoll zu ihm kam, mit der Anathema Mine ihm den Fall vortrug, und schon die ganze wahre Religion dadurch zu Boden gestürzt sahe, folglich mit einem Gutachten schloß, daß die gewaltsamsten Mittel gegen van der Bloom zu gebrauchen wären.

„Lieber Herr Kollege, (fieng er endlich lächelnd an, nachdem der Geistliche seinen Vortrag geschlossen hatte,) Sie ereifern sich sehr.„

„Ja Ew. Hochwürden, dazu kann ich nicht lächeln, wenn ich solch Aergerniß mit ansehn soll!„

„Nun so lassen Sie Feuer vom Himmel fallen, und den Mann mit seiner Wäscherin verzehren!„

„Ew. Hochwürden verzeihen, wenn der Eifer für die Wahrheit mich zu weit verleitet, aber der kann kein wahrer Freund der Religion seyn, der es lächelnd mit ansieht, daß ihre Grundwahrheiten vernichtet und vertilgt werden.„

„Lieber Herr College, da hatten Sie sich wohl falsch ausgedrückt, daß Sie meinten, daß Wahr-

heiten könnten vernichtet und vertilgt werden, Sie meinten nur, daß sie verkannt und Irrlehren an ihre Stellen gesetzt würden. Aber fürs erste sehen Sie ja selbst ein, daß in allem dem kein Menschenverstand ist.„

„Ist das nicht klar, daß er das Daseyn der bösen Geister leugnet.„

„Fürs erste muß ich Ihnen sagen, daß ich aus einer so unverständigen Relation, wie eine Wäscherin von den dogmatischen Begriffen eines Mannes geben kann, durchaus keinen Schluß ziehen möchte, was der Mann eigentlich glaube oder nicht glaube, Sie werden mir also verzeihen, daß ich Ihre Anzeige für sehr unzulänglich halte, und denn leben wir glücklicher Weise nicht in dem Lande, wo die Sätze der Kirche mit Feuer und Schwerdt gepredigt werden —„

„Ew. Hochwürden halten also dis blos für einen willkührlich angenommenen Satz der Kirche?„

„Das hab ich darum nicht gesagt, sondern ich hielt es für noch grössere Entweihung der Lehre des Evangeliums zu nennen.„

„Aber sehen Sie nicht, daß der Mann das Volk verwirrt? sollte man da nicht den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen und ihm Einhalt thun?„

„Lieber Herr College, besinnen Sie sich wohl, was Christus einsmals zu seinen liebsten Jün-

gern sagte, als sie wolten Feuer vom Himmel fallen lassen? — Sie sehen also, daß christliche Duldung kein willkührlich angenommener Satz der Kirche ist; – Und denn überlegen Sie selbst, was wir damit ausrichten würden. Dafür, daß wir vielleicht eine solche Frau von der Meinung über die Existenz des Teufels zurück brächten oder davor bewahrten, machten wir uns und die Religion verhaßt, und ärgerten zwanzig Seelen an der ganzen Lehre des Evangeliums, die vielleicht wirklich darüber verlohren giengen, da ohnedies diese Frau mit samt ihrer irrigen Meinung kann seelig werden — wenigstens nach meiner Ueberzeugung, wenn nur nicht Eitelkeit und Stolz sie auf diese Abwege geleitet, sondern bloßes ernstliches Forschen nach Wahrheit, welches durch einem Unverständigen eine falsche Richtung bekommen hat. „

Man wird vielleicht hier meinen toleranten Priester der Sophisterey beschuldigen, weil er gerade aus van der Blooms Lehrsätzen den nahm, der für die orthodoxe Lehre nicht der anstößigste ist, allein man muß bedenken, daß die andern Sätze durch den Vortrag der Wäscherin, vielleicht auch selbst durch den Eifer des Protokollanten so gelitten hatte, daß kein Menschenverstand darin-

nen war, er war also durchaus zu entschuldigen, daß er sich auf die übrigen gar nicht einließ.

Indessen disputirten sie sich noch lange, aber der Senior bewieß durch seine Standhaftigkeit und Unerbittlichkeit, daß seine Toleranz nicht, wie bey manchem, die Folge von Schwäche, sondern von fester Ueberzeugung sey, und ließ seinen Kollegen, den Eiferer, sehr misvergnügt von sich, weil er ihm nicht die geringste Hoffnung gemacht hatte, daß er sich diesem neuen Apostel widersetzen wolle, und auch ihm untersagte, seinem Eifer den geringsten Ausbruch gegen ihn zu gestatten, ohngeachtet er vom Anfange gleich bey sich selbst beschlossen, zu van der Bloom zu gehen, und sich persönlich von seinem Glauben oder Nichtglauben zu unterrichten.

* * *

Henriette. Hochheim.

Henriette. Werden Sie lange wegbleiben?

Hochheim. Etliche Wochen soll ich mir Urlaub nehmen.

Henriette. (von der Leidenschaft überrascht mit grosser Theilnehmung) So lange? — (sie schweigt erschrocken)

Hochheim. Ja mein Oheim bestand darauf, und wenn er mir nicht noch von Leipzig aus drey Wochen Frist gegeben hätte, so müßt ich schon vor vierzehn Tagen dahin gereist seyn.

Henriette. Ach wenn das nach dem lieben Leipzig geht, da hat es freylich Eil!

Hochheim. Sie verzeihen; das ist bey mir nicht allezeit der Fall.

Henriette. Nicht allezeit, aber doch diesmal?

Hochheim. Ja diesmal kann ich nicht leugnen, daß mir die Reise nach Leipzig äusserst interessant ist —

Henriette. (im Begriff etwas zu sagen, schweigt betroffen und denkt bey sich) Aeusserst interessant — diese Reise nach Leipzig äusserst interessant —

Hochheim. Und das ist die Klippe, daran meine Geduld scheitert: das Erwarten der Entscheidung einer Sache, die mich sehr intereßirt.

Henriette (wiederum gefaßt) Scheitert sie nicht auch an dem Erwarten, jemand wieder zu sehen, der sie sehr intereßirt? und ist sie nicht an diese Klippe gerathen? — doch dies war auch äusserst indiskret gefragt.

Hochheim. (bloß scherzhaft, mehr ironisch als ernst) Um Verzeihung, eben weil sie vor einer Stunde

an

an dieser gescheitert war, hab ich mir die Freyheit genommen — Ihnen aufzuwarten.

Henriette. O schön! Herr Referendarius! – reisen Sie nach Leipzig, Sie werden Ihr Glück machen. Wenigstens liegts an Ihren Talenten nicht, wenn es nicht geschehen sollte.

Hier bemerkte Henriette, daß die Leidenschaft dieser Antwort abermals einen Ton gegeben hatte, den sie nicht haben sollte, und den Hochheim durch den unerträglichen Ton seiner vorigen Rede nicht verdient hatte.

Hochheim bemerkte selbst so etwas drinnen, wußte aber nicht so recht, welche Auslegung er ihm geben sollte, um also ganz sicher in der Sache zu gehen, und nicht etwas sehr unbehufiges zu sagen, fand er für gut, sich kurz zu fassen und Abschied zu nehmen, zu Hause zu gehen und die Sache mit seinen vier Wänden in genauere Ueberlegung zu ziehen.

O die Klugheit ist eine schöne Tugend! (brach er endlich bey sich selbst aus, nachdem er einige Zeit gesessen und nachgedacht hatte) eine herrliche Tugend! denn was hab ich nicht alles durch meine weise Zurückhaltung, durch meine politische Vieldeutigkeit erhalten? hab ich nicht so den rechten sichern gewissen Weg gefunden, neben dem Ziele vorbey zu kom-

men? denn entweder sie liebte mich oder sie liebte mich nicht. Liebt sie mich, so mußte mein besonderes Benehmen ihr unaussprechlichen Schmerz und sie vielleicht gegen mich gleichgültig machen; liebte sie mich nicht, so wird sie durch dieses Betragen gewiß nicht gewonnen werden; sondern sie wird kein Zutrauen zu einen Menschen bekommen, dessen Betragen so vieldeutig ist. — Und dennoch hab ich mein Herz an sie gehängt — dennoch lebt meine ganze Seele nur in ihr! — ich bin ein Thor! aber ich bin es noch nie durch jemand gewesen als durch sie; und mein Beobachtungsgeist müste mich durchaus trügen, wenn auch ich ihr nicht wenigstens einigermaßen interessant wäre! aber denn vollends, wenn ich das wirklich bin! — wenn sie mich noch nicht verachtet, was muste sie mein Betragen martern? und nun noch drey ganzer Wochen, drey ganze lange Wochen muß ich in dieser Lage seyn und sie darinnen lassen?

So monologirte und apostrophirte er noch lange; hätte gern ein Mittel aufgefunden, vor seiner Abreise ihr noch Beweise von seiner Neigung zu geben und sein ganzes bisheriges Verfahren kaßirt. Aber alles war umsonst! — da war kein Mittel, oder es machte doch immer eins mehr Schwierigkeiten als das andere; welches ihn um

so viel mehr ärgerte, da ihn immer deutlicher einleuchtete, wie wenig er durch das bisherige Benehmen gut gemacht hatte. Denn das kont er nicht ganz bergen, daß er eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf sie hatte; und seine Zurückhaltung gieng mehr auf das Benehmen gegen sie im Tete a Tete, und in den Fällen, wo sie ganz allein Notiz davon nehmen konnte, kurz die eigentlich das gegenseitige Verhältniß zwoer Personen gegen einander bestimmen, und welche selten auch den scharfsichtigsten Beobachter, selbst wenn er dabey ist, beurtheilen kann. Dem Urtheil der Leute, als ob ein genaueres Verhältniß zwischen ihnen statt fände, kont er also dadurch nicht ausweichen, sondern würd es im Gegentheil weit besser gekont haben, wenn er sich ihr entdeckt und mit ihr sich dahin verstanden hätte, das Publikum zu betrügen. Da er nun sein ganzes Glück darinnen fand von ihr geliebt zu seyn, und es höchst wahrscheinlich wurde, so war es die zweckloseste unnützeste Marter, die sich erdenken ließ, sie und sich in solcher peinigenden Ungewißheit zu lassen, und eine so abgeschmackte Rolle zu spielen als er spielte.

Wenn wir in dem Augenblicke, da wir fühlen einen dummen Streich gemacht zu haben, im Stande wären ihn ungeschehen zu machen, so bin

ich sehr überzeugt, daß wir oft nicht wenig darum geben oder thun würden, und es scheint beynahe in der menschlichen Natur zu liegen, daß wir uns — oft sogar damit ganz unzusammenhängende Büssungen auflegen möchten, um die Sache wieder gut zu machen, und unser Gewissen zu beruhigen; deswegen ich mich keinen Augenblick wundere, wie die Menschen auf die Wallfahrten und Geisselungen gekommen sind, wenigstens fühl ich in mir, daß dieser Hang, das Böse selbst durch dazu nicht ganz schickliche Mittel wieder gut zu machen, auch in meiner Natur liegt. Hochheim hatte, als die Ueberzeugung seines Fehlers so recht lebhaft auf ihn wirkte, die Idee noch einmal, nachdem er schon Abschied genommen hatte, vor seiner Reise zu Henrietten zu gehen, und ihr die ganze Sache und alle seine Empfindungen zu entdecken; aber wenn er hinwieder überlegte, daß es nunmehro ganz zur Unzeit war, und daß er sich, wenn Henriette nicht so vortheilhaft für ihn dächte als er wünschte und hofte, dem verdientesten Spott und sichersten Gelächter aussetzte; dies änderte seinen Vorsatz, und er blieb bey dem Entschluß, mit diesem marternden Zweifel und mit diesem ihm gewiß peinlichen Gefühl jemand vielleicht unangenehme Stunden gemacht zu haben, und über die wichtigste Frage

seines Herzens in Ungewißheit zu bleiben, zu reissen, es koste was es wolle, ohne daß ihm einfiel, daß es gerade noch wichtigere und nachtheiligere Folgen für ihn haben könne, als er hier empfand und erwartete, ohngeachtet der Leser in der Folge finden wird, daß sie möglich waren.

* * *

Das Bekehrungsgeschäfte Gottfried van der Blooms gieng indessen, ich weis nicht, soll ich sagen mit grössern Erfolg oder mit grösserer Anstrengung vorwärts. Denn da Madam van Breugel, die in solchen Fällen sehr praktische Einsichten besaß, befand, daß ein Mann von Blooms Vermögen, ob er gleich im Grunde nicht von Adel, noch weniger vom Range ihres verstorbenen Mannes war, doch eine Haus-Gnaden sey, wie man sonst Haus-Exzellenzen hat, das ist solche, die von ihrem Schneider und Schuster — so lange sie ihn bezahlen, so genennt werden, und kurz ein Subjekt, dessen Geld ihn sogar ihrer Hand nicht unwürdig mache, so faßte sie den Entschluß, auch ihn zu einem gewissen Bekenntniß zu bekehren, dadurch schon mancher bey lebendigen Leibe dem Gott sey bey uns in die Klauen gerathen ist; welchen Plan ich für den natürlichsten

halte, van der Bloom dahin zu bringen, daß er durch Widerruf seiner ketzerischen Lehre wegen der bösen Geister alles das Aergerniß wieder aufheben könnte, welches er bey seiner Wäscherin, und durch diese sogar bey hochwürdigen Herren angerichtet. Da dies nun mehr eine subjektive als eine objektive Bekehrung von Bloom war, so weis ich nicht, ob ich die Summe ihrer Anstrengung, damit sie betrieben wurde, und die Summe des Erfolgs mit unter obigen Tittel in Rechnung bringen darf.

van der Bloom war viel zu sehr in seine Projekte vertieft, als daß er auf diesen Umstand hätte Achtung geben sollen, und so sehr er jeden Kirchenlehrer Schritt vor Schritt würde streitig gemacht haben, wenn er ihn hätte bekehren wollen, so geschwind war er hier in die Sophismen des Herzens verwickelt, daß er sich nicht wieder heraus helfen konte.

Sein Sohn Leo, der dies lange wuste, ehe der Vater die geringste Ahndung davon hatte, war viel zu uneigennützig, als daß er darüber hätte misvergnügt seyn können, sondern war vielmehr zufrieden, daß er hierdurch vielleicht ein Mittel finden sollte, seine Lage zu verändern, dazu er schon zwanzig Entwürfe gemacht, und keinen ausgeführt hatte; und nunmehr vielleicht mit

einer gewissen Schicklichkeit sich werde von seinem Vater trennen, oder mit dem Kosmopoliten eine Veränderung bewirken können; und dieser letztere war auch anfangs der, der gerade das meiste dagegen einzuwenden hatte; bis er endlich seine Maaßregeln nahm, die sich darauf gründeten, daß eine alte Frau zuweilen so gern und noch lieber sehe, wenn ihr ein junger hübscher Mann die Kur mache, als eine junge. Da er nun in diesem Punkte so delikat nicht war, auch überhaupt bey ihm sich alles der Politik des praktischen Lebens unterwerfen muste, so folgte er auch diesmal seinem grossen Lehrmeister dem Magen, der schon ihn und manches Christenkind noch ganz andere Dinge zu aller Menschen Verwundern und Erstaunen gelehret hat.

Endlich, nachdem alle Welt es wuste, bemerkte es auch Gottfried van der Bloom, und weil er es für eine unmittelbare Folge des Zutrauens und der Dankbarkeit hielt, welche die Frau Obristleutnantin von Breugel gegen ihn als den Grund ihrer Aufklärung äusserte, so wär es nach seinen Begriffen unverantwortlich gewesen, wenn er nicht diese Früchte seiner Lehre und seiner Weisheit geniessen, sondern sie von sich stossen wollen. Auch brauchte er wirklich bey seinen vielen Geschäften und Anstrengung eine Erholung, die er

nicht anders als in den Armen einer Frau und in dem Schoosse seiner Familie zu finden hofte — und wer könnte auch gegen solche Gründe etwas einzuwenden haben?

* * *

Während dem aber hatte Pol mit seinen Allianz- und Vermählungs-Projekten nicht weniger zu thun als van der Bloom in diesem seinem apostolischen Amte, welches wohl jenem auch noch eher zu verzeihen war; weil sie sich vor der Hand blos auf seine Kinder erstreckten, und blos der Form nach so poßierlich waren, nicht in der That.

Hochheims Bekanntschaft hatte ihm vom ersten Anfange an nicht misfallen, und sein politischer Scharfblick hatte längst eine Negotiation zwischen ihm und Henrietten entdeckt; aber weil er jederzeit das allzulange Zögern in den Negotiationen nicht leiden können, und nie einem Hofe getraut, der diese Geschäfte so gar sehr in die Länge zieht, so war's ihm auch zwischen Hochheim und Henrietten zu lang geworden.

Weil er indessen ohne die äusserste Noth sich nicht selbst darein zu mischen gedachte, und sich immer einen Termin nach dem andern gesetzt, den

er abgewartet, ohne daß er gesehen, daß man zum Schluß gekommen wäre, fieng endlich an und versicherte, wie er sich bey sich selbst darüber ausdrückte, er wolle wie Rußland den holländischen Käsehandel zum Schluß bringen, und in der That nahm auch das ganze Geschäft verhältnißmäßig gerade so einen Ausgang wie jenes; man erklärte sich nemlich nicht so, wie es die vermittelnde Macht verlangte und erwartete, ohne daß man sich doch dabey am Ende um etwas schlechter befunden hätte.

Der letzte Termin, den sich Pol wegen einer Erklärung gesetzt hatte, war die Anwesenheit von Hochheims Onkel. Da nun dieser wieder weg und zu allem Ueberfluß Hochheim selbst ihm nachgereist war, ohne daß man ihm etwas bekannt gemacht hätte, konnt er nicht umhin, die Sache in Verhandlung zu nehmen — zumal da noch eine dritte Macht sich darein mischte, und eine kathegorische Erklärung nothwendig machte; die Pol auf folgende künstliche Weise zu erhalten suchte:

Pol. Jette, wenn zwischen zween Höfen die Kurirs sehr häufig gehen, und überhaupt aller Anschein da ist, daß ein grosses Geschäfte zwischen ihnen abgemacht wird, ist wohl da ein dritter berechtigt zu fragen, was sie vorhaben?

Henriette. Ja lieber Papa, das versteh ich nicht, das kann ich nicht entscheiden.

Der ehrliche Pol, der im Grunde eben so wenig das Talent eines Negotiateurs als eines Komödienschreibers hatte, und der gar nicht die Gabe besaß, das Gespräch nach dem Punkt hinzuleiten, oder richtiger gesagt, dahin zu ziehen, wo er es haben wolte, war durch diese Antwort, die jeder anderer ausser ihm sehr wahrscheinlich würde erwartet haben, durchaus aus seiner Tramontane gekommen; und da er arm genug war, um nur einen einzigen Weg nach seinem Ziel zu wissen und ausstudirt zu haben, so war ihm kein Mittel übrig, wenn er nicht wolte unterweges liegen bleiben, als sich wieder in seine alte Strasse hinein zu betteln, und darauf, es mogte gehen wie es wolte, fort zu gehen.

Pol. Siehst Du meine Tochter, das wäre nun freylich von einem jeden dritten Hofe ein bisgen viel verlangt, aber wenn wir annehmen, daß der eine Staat von dem andern dependire, darnach hat er ohnstreitig das Recht.

Hier erfolgte wieder eine kleine Pause, weil Henriette wider ihres Vaters Erwarten dazu nichts sagen konnte, zumal da sie gar nicht sahe, wo das hinaus wolte, und er noch nicht gleich

fand, wie er weiter kommen sollte; bis er sich von neuen dazu präparirt hatte:

Dieser Fall nun existirt zwischen mir und Dir — denn es ist ein andrer Umstand als der zwischen England und Amerika, wenigstens hoff ich nicht, daß Du die Independenz prätendirst.

Henriette. Nein lieber Papa.

Pol. Siehst Du meine Tochter, da scheint es mir, Du hast so gewisse Negotia mit dem Herrn Referendarius Hochheim abgeschlossen oder doch wenigstens verabhandelt, sage mir doch, welches ist denn die Lage der Sachen?

Henriette. Blos die, die Sie sehen, lieber Papa! denn wir haben alles durchaus öffentlich abgehandelt, Sie haben alles mit angesehen, und weiter geht es mit unsern Negotien nicht.

Pol. Hm! (indem er mit dem Kopfe schüttelt) mache mir doch daraus kein Geheimniß! Ich kann und darf das ja wohl wissen!

Henriette. Ja Sie dürfen das nicht nur wissen lieber Papa, sondern Sie müssen es sogar wissen; aber wie ich Ihnen gesagt habe, es ist da nichts vorgefallen.

Sie sagte dies eigentlich mit ziemlichen Widerwillen, denn im Grunde war ihr dies ganze Gespräche von Herzen zuwider, weil sie daran selbst nicht gern dachte, und sich das selbst nicht gern

sagte, noch weniger ihrem Vater. Sie setzte also die letzte Versicherung hinzu, blos um des ganzen Examens um so viel sicherer quitt zu seyn; aber sieh da, die Sache wurde noch schlimmer als sie sich hätte träumen lassen, und das selbst durch diese Versicherung.

Pol. Nun so bist Du also frey? desto lieber ist mirs. Siehst Du, ich hatte eigentlich selbst so eine Idee, daß das mit dem Referendarius Hochheim etwas werden könnte; deswegen ließ ich mir ganz gerne gefallen, daß er mein Haus frequentirte und Dir Attentionen bewieß, aber das währt mir zu lange, und wir haben ihn weiter nicht nöthig, es war nichts auf ihn geborgt, Du willst doch nicht auf ihn warten?

Henriette die fand, daß dies alles äusserst demüthigend für sie war, und wuste durchaus nicht, wie sie loskommen sollte, und glaubte ihre einzige Zuflucht in Zusicherungen zu finden:

Gewiß nicht Papa, denn ich habe zuvor nie Idee darauf gehabt.

Pol. Nun desto lieber ist mirs, ich hatte Dir so einen Vorschlag — eine Allianz zu proponiren meine Tochter, die Du um so viel sichrer eingehen wirst. Du weist den jungen Bramsten aus Hamburg, der vor zwey Jahren hier war, und der Dir so gefiel, der hat sich jetzo in Hamburg

etablirt, und hat durch seinen Vater bey mir um Dich anhalten lassen.

Dies war ein Donnerschlag für Henrietten, der sie darum um so viel mehr betraf, weil sie sich dessen um so viel weniger versehen hatte. Gern hätte sie alles zurück genommen, was sie gesagt hatte, und gleichwol sah sie mit alle dem nicht, was sie anders sagen wolte, dabey sie sich besser fände. Denn das war nicht zu leugnen, daß der junge Bramsten ein sehr artiger qualifizirter Mensch von grossem Vermögen war, den ein vernünftiges Mädchen, wenn sie ihr Herz nicht schon verschenkt hatte, nicht füglich den Korb geben konnte: Das war aber doch auch nicht thunlich, daß sie sagte, sie wartete noch auf Hochheim; in dieser Verlegenheit ergriff sie und daß sehr schicklich, den sehr natürlichen Ausweg; und schwieg, und zu noch grösserm Glück suchte ihr Vater seiner Beredsamkeit und seinem Talente zu negotiiren Ehre zu machen, nahm also wieder das Wort:

„Es ist freylich nur ein Kaufmann, und Hochheim kann mit der Zeit noch einmal einen grössern Rang bekommen, oder hat ihn vielmehr jetzo schon, allein ich halt immer dafür, vom Range lebt man nicht, und ein hamburger Kaufmann von etliche hunderttausend Thaler lebt besser als

so ein Gelehrter mit seinen höchstens tausend Thälergen jährlich, und wie lange muß er noch warten, ehe er diese hat, wenn er nun unterdessen soll vom Range leben, so muß er schmale Bissen beissen. Ich wolte nicht ein Wort sagen, wenn Bramsten eine einzige gute Eigenschaft weniger hätte als er hat, oder wenn er Dir nicht damals selbst gefallen, aber dieses voraus gesetzt und seine Glücksumstände dazu — der Punkt, daß er um Dich angehalten hat und Hochheim nichts — den Punkt sag ich nicht zu vergessen — dächt ich schon, daß Dir die Wahl nicht schwer werden sollte.

So willkommen anfangs Henrietten ihres Vaters Beredsamkeit war, so fand sie sie doch zugleich für sich so demüthigend, weil er so wenig reelle Grundsätze dabey in ihr voraus setzte, auch ihre Liebe zu Hochheim in so einem übeln Lichte stand, daß sie ohnmöglich länger zuhören konnte, sie unterbrach ihn also, ohne daß sie in dem Augenblicke selbst noch wuste, was sie sagen sollte, und ohne sich im geringsten in dieser ganzen Zeit über gesammelt zu haben:

Ja — so eine Wahl wird einem doch jederzeit schwer.

Pol. Warum?

Henriette. Ich könnte Sie vielmehr fragen, warum nicht? Bedenken Sie nur selbst die Wichtigkeit dieses Schrittes.

Pol. (mit dem Kopfe schüttelnd) Hm! es wird Dir also wohl gehen mit Deiner Wahl wie dem Esel zwischen den beyden Bündel Heu, der sich zu keinem entschliessen konnte und darüber Hungers starb.

Henriette fand unterdessen keinen Rath, als vor der Hand die Sache wenigstens so lange zu verziehn, bis Hochheim wieder käme; sie lenkte also darauf ein:

Nun so gleich werden Sie doch nicht verlangen, daß ich meinen Entschluß von mir gebe?

Pol. Wie lange willst Du denn Zeit haben?

Henriette. Doch wenigstens etliche Wochen?

Pol. Nicht wahr, Du willst warten, bis Hochheim wieder kömmt, und diesen willst Du erst fragen: ob er Dich haben will? nein Du weist, ich habe kein Vorurtheil gegen ihn, aber daraus wird nichts, er hat sich abgeschmackt gegen Dich betragen, und wenn Du warten könntest, Du dürftest nicht, aber Du kannst auch nicht. Da sieh den Brief:

Henriette. (liest.) Mein alter Freund! Billig must Du Dich verwundern, wo ein Brief von mir herkommt, und was ich damit will; indessen

wenn Du noch so ein Politikus bist, wie Du warst, als wir noch zusammen am Hofe lebten, und zuweilen bey unsrer Flasche Rheinwein das Schicksal Europens entschieden, und Siege und Länder austheilten, wie der heilige Christ die wälschen Nüsse, wenn Du noch so ein Politikus bist, so wirst Du schon errathen, was ein alter Mann, der nunmehr sein Haus bestellen und sein Sohn, der ein neues errichten will, was diese bey einem alten Freunde suchen, der hübsche erwachsene Töchter hat. Mein Sohn hat, als er bey Dir gewesen ist, gefunden, daß er mit Deiner ältesten Tochter nach ihren Verhältnissen eben so harmonire, wie wir beyden Väter; wenn sie nun dasselbe fände, und ihn mit Deiner Bewilligung mit ihrer Hand glücklich machen wolte, so würde mich es freuen, unsre Liebe auch auf unsre Kinder fortgeerbt zu sehen. Es ist mir lieb, daß er bey Euch gewesen ist, und daß ich ihn nicht im Sacke verkaufen muß, Ihr könnt also bald Eure Maasregeln nehmen, aber bald, muß ich bitten, denn von Eurem Entschlusse hängt es ab, ob er sich von seinem Compagnon trennt oder nicht, und dies müste zur Frankfurter Messe geschehen, die in drey Wochen ist; ich rechne also darauf, in vierzehn Tagen a dato Antwort hier zu haben.

Mein

Mein Sohn hätte selbst an dich geschrieben, aber da bin ich nun so ein alter eitler Narre daß ich glaube es hat mehr Gewicht bey meinem alten Freunde, wenn ich schreibe; aber bey den jungen Mädchens da möcht ich nun wohl nichts mehr gelten, drum hab ich das meinem Sohne überlassen, der so frey ist, diesen Brief an Henrietten einzuschliessen. Leb wohl alter Freund. Wenn du mir keinen Korb giebst, so sehen wir uns wohl noch oft in der Welt wieder, im Gegentheil aber hab ich keine Hofnung. Auch das schmeichle ich mir, soll dir ein Grund sein, wenn du dich der glücklichen Tage besinnst die wir mit einander gelebt haben. Ich bin

Dein alter Freund

Tobias Bramsten.

Henriette wuste nicht sollte sie den eingeschlossenen Brief vom jungen Bramsten lesen oder nicht; denn nun war sie in der peinlichsten Lage die man sich denken kann. Indessen da der Vater dabey stund muste sie doch, nachdem sie ihn einige Zeit in der Hand herum gedrehet hatte, ihn erbrechen.

Es kann nichts unangenehmer seyn als einen Besuch annehmen und einen Brief erbrechen,

wo man schon im Voraus weis daß sie etwas Unangenehmesund was sie betreffen. Bey Henrietten war dis der Fall im Superlativo; sie stellte sich also mehr als ob sie den Brief läse, als daß sie ihn wirklich gelesen hätte; und ihr Vater hatte die Schonung gegen sie daß er sie bald allein ließ damit sie besser sich fassen könnte — die größte Wohlthat, die er vor der Hand ihr erzeigen konnte, ohngeachtet auch die größte Wohlthat jetzt noch nicht hinreichte Henrietten zu beruhigen.

Denn nun sollte man die Jagd von Ideen sehen die durch ihren Kopf gieng, und immer über die dritte vierte die welche die andern alle vor sich her trieb: Hochheim; und dieses gieng denn so weiter bis sie ohne um das geringste klüger zu seyn als sie gewesen war, ohne irgend einen Entschluß gefaßt zu haben, ermüdet auf den Sopha sank und in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen auf dieses Allegro ein Adagio hinträumte, bis sie hierauf wieder zum Presto erwachte.

Himmel, Bramsten! — Hochheim — er — wie will das gehen — wie enden? — hätt er mirs nur gesagt, nur geäussert daß ich das elendeste verworfenste Geschöpf sey: — hat ers nicht? hat er nicht sich gehütet mir irgend

etwas zu sagen daß — und doch war er so gü=
tig gegen mich — war so aufmerksam — alles
alles Thorheit! — und wenn ers gewesen wäre,
was hilft mirs nun? muß ich nicht Bramsten —
was könnt ich sagen? wäre auch nur eine ein=
zige Entschuldigung in der Sache; ein einziger
vernünftiger Grund um ihn auszuschlagen; und
was soll dazu mein Vater sprechen? welche Prä=
tension von mir? welche unvernünftige Zumu=
thung gegen meinen Vater, solche Thorheiten
gut zu heißen!

Aber wenn er der Meine geworden wäre —
noch werden könnte, wär ein Preis zu Theuer
um den ich dis erkaufte! Hochheim mein — o
welch ein Geschöpf wär ich dann? würd ich dann
werden, an der Seite dieses Engels! — Wenn
ich dem nachdenke, wie ich mich oft an seiner Sei=
te träumte? wie manche Stunde mir da so pa=
radiesisch verfloß? Ich konnte der ganzen Welt
vergessen bey dem blossen Traume; o was wäre
die Wirklichkeit gewesen? —

Doch wozu träum ich mir Glück und Seelig=
keit die nie mein werden kann? will ich mich zwey=
mal unglücklich machen und meinen Schmerz
verbittern? — Will ich? — war ich nicht elend
genug daß ich in die Verhältnisse kam, solche
Träume träumen zu können? Glückseligkeit zu

sehen blos um ihren Verlust zu fühlen? — und das wie? — in welchem marternden ängstenden Zweifel? in der Nothwendigkeit daß ich ihr selbst entsagen muß — freywillig da noch immer Hofnung war — freywillig der Möglichkeit jedes Glückes entsagen? o Gott! —

Nachdem sie also diese Sätze rein durchphantasirt hatte, und merkte daß sie jetzt nicht im Stande wäre vernünftig nach zu denken, so legte sie für jetzt die ganze Sache bey und suchte sich zu zerstreuen so gut sie wuste und konte.

* * *

Seinem Vorsatz zu folge ließ der obenerwähnte tolerante Geistliche sich nun beym alten van der Bloom melden, und dieser ohne eigentlich den Grund dieses Besuchs errathen zu können, ohne an einen Unterschied zwischen denjenigen dieses Standes zu glauben, die sich nicht als Reformatoren gezeigt hatten — und seinen Helden kannte er zufälliger Weise nicht von Person — sah nun schon in diesem Besuch einen Bekehrungsplan oder gar Bannes Ankündigung; triumphirte zum voraus über die Blössen die dieser durch blinden Eifer und intoloranten Hartnäkkigkeit geben würde, und fand nichts dabey zu

überlegen als ob er den Kosmopoliten zum Zeugen seines Triumphes nehmen sollte oder nicht, weil er im ersten Falle fürchtete daß es nicht unterbliebe daß der Kosmopolit ins Gespräch gemischt würde, folglich leicht ein Theil von dem Ruhme des Siegs mit auf ihn kommen könnte, darauf er doch zu eifersüchtig war, und dennoch war sein Triumph nicht halb so viel werth, wenn er nicht Zeugen dabey hatte.

Der Kosmopolit war aus Ursachen gar nicht so begierig nach diesem Antheil an Ruhme, indessen fand doch van der Blom am Ende die Auskunft daß er zwar zugegen seyn sollte, jedoch gegen Angelöbniß sich nicht in den Streit zu mischen; welches er auch herzlich gerne zufrieden war, weil er vom Anfange, von diesem Theologen nichts gutes ahndete.

Nachdem nun van der Bloom so die behörigen Anordnungen gemacht, auch alle witzigen Einfälle die er in Schriften seiner Parthey gefunden hatte und die sich zuweilen im Disputiren mit guter Wirkung brauchen lassen, sich wiederholet, erwartete er seinen Gegner, der sich auch nicht darauf verlassen hatte daß er Doktor Theologiä und sein Gegner blos ein Kaufmann sey, sondern der sich erst von dem Privatleben und Charakter des Mannes mit dem ers zu thun hatte

so viel möglich unterrichtete, weil dis grossen Einfluß auf den Streit haben konte und sonderlich ihn wegen des Tons bestimmen muste, den er dabey brauchen sollte.

So verschieden ausgerüstet ritten sie nun ein in die Schranken.

Sie werden vielleicht, fieng der Geistliche der unter andern bey seinen eigezognen Erkundigungen erfahren hatte, daß van der Bloom die orthodoxen Geistlichen des Mangels an guten Sitten und geistlichen Stolzes beschuldigte, bey seinem Eintrit an, sie werden vielleicht sich über die Zudringlichkeit wundern, mit der ich ohne Veranlassung sie mit meinem Besuche behellige. Aber ich habe gehört daß sie für die Gelehrsamkeit, und welches mich noch mehr zu berechtigen scheint für die Gottesgelehrsamkeit sich intereßiren, und ich nehme daran um so viel mehr Theil um wie viel weniger ihr Beruf und ihre äussern Verhältnisse, sondern bloße Begierde nach Wahrheit und Ueberzeugung Sie dazu veranlaßt haben. Ich sehe daß sie aus diesem Gesichtspunkte meinen Besuch ansehn und entschuldigen.

Van der Bloom der durch diesen so unvermutheten Ton gewaltig aus dem Konzept gebracht wurde erwiederte mit vielen Complimenten:

Ew. Hochwürden ich schätze den Werth Ihres Besuchs und die Veranlassung dazu. Ich kann nicht läugnen daß ich nach meinen Kräften immer suche Aufklärung unter meine Mitmenschen zu bringen und den Aberglauben zu vertilgen.

Der Doktor. Immer sehr rühmlich und sehr gut, zumahl wenn es Ihnen, wie wenigen, gelinget, darinnen ihren Endzweck zu erreichen. Auch ist es gar nicht leicht da die rechte Bahn zu treffen.

van der Bloom. Ich glaube doch, daß man da so sehr und so leicht nicht fehlen kann, man braucht nur die Vernunft zu Rathe zu ziehen und diejenige Ideen die sich mit ihren Grundsätzen nicht passen wollen zu verwerfen.

Der Doktor. Lieber Herr van der Bloom! darinnen meint ich eben dürfte die Schwierigkeit liegen, die Ideen zu unterscheiden die würklich zu verwerfen und die die anzunehmen sind.

van der Bloom. Nun, bisher hat man wohl blos den Fehler damit gemacht, daß man zu wenig weggeworfen.

Der Doktor. Ich bitte um Verzeihung lassen sie uns einmal im morgenländischen Geschmack sprechen und eine Parabel erzälen: Eine Anzal Kinder die zusammen erzogen wurden, mußten täglich über einen ungeheuren grossen

Saal gehen auf den man, weil er vom Tageslicht so gar wenig und nicht einmal nothdürftig erleuchtet wurde um der Kinder willen noch ein paar Lampen angezündet hatte, so daß dieser Weg hinlänglich und gut zu sehen war. Der Saal aber hatte Pfeiler und standen einige Maschinen darauf, deren Gebrauch die Kinder noch nicht wissen konten. Nun bildeten durch den Schimmer der Lampen die Schatten der Maschinen und Pfeiler wunderbare Gestalten und grosse fürchterliche Figuren; Etliche von den jüngern und einfältigen dieser Kinder, die dis sahen, fürchteten sich davor und sprachen so ängstlich davon, daß nach und nach die meisten anfingen auch sich zu fürchten und wollten entweder gar nicht mehr über den Saal gehen, oder wenn sie es ja thaten, doch mit Angst und Zittern gingen. Ihr Aufseher und Lehrer welcher dieses hörte gieng endlich einmal selbst mit ihnen und zeigte ihnen die Thorheit ihrer Furcht und daß dis nur Schatten wären; dis half auf eine gute Zeit. Weil sie aber indessen herangewachsen waren, so fingen etliche unter ihnen, die sich weise dünkten und nicht mehr Kinder seyn wollten an, und meinten daß alles was sie auf dem Saale sähen nur Betrug des Gesichts, nur Täuschung wäre, die der Lampenschimmer ver-

ursachte. Und einige von ihnen gingen um diese Gegenstände zu untersuchen und verirrten sich im ungeheuren Saale, so daß man nie erfahren wo sie hingekommen, andere hingegen faßten sich mit einigen an, die selbst noch nicht wusten was sie denken sollten, und rissen sie mit sich fort. Und weil verschiedene ungestüm auf die Gegenstände die sie für blosse Schatten hielten zuliesen um nähere Wege zu finden und die andern zu überholen, so zerstiessen sie sich die Köpfe und zerschelten sich die Glieder daran; und kamen zum Theil gar nicht davon. Die Gesetztern aber die ruhig ihres Weges fortgingen, so wie das wenige Licht und der Lampenschimmer sie leitete, diese kamen glücklich und wohlbehalten hindurch. — Glauben Sie nicht daß diese Parabel auf das Menschengeschlecht in wie ferne es einer Offenbarung theilhaftig worden anzuwenden sey?

D... er Bloom. Ja Ew. Hochwürden eben dieser Parabelvortrag, eben dieser Geist des Morgenlandes hätte nicht sollen in unser Abendland übertragen werden, denn der ists eben der unsre Religion mit so sonderbaren Ideen und Bildern überhäuft hat.

Der Doktor sahe aus dieser Antwort ganz, daß ers mit einem zu thun hatte, der weder den

Geist des Morgenlandes noch des Abendlandes besaß; er erwiederte also: Sie verzeihen Herr van der Blaom, das kam nur einigen so vor, und dann hat es einer dem andern aufs Wort geglaubet und nachgesagt, daß es mit dem Schaden so gefährlich sey den dieser Geist des Morgenlands bey uns angerichtet, ob ich gleich nicht läugnen will, daß der morgenländische Vortrag wohl einige Zeit einen Einfluß auf die Religionsbegriffe gehabt hat.

van der Bloom. Was ists denn das ich behaupte, als daß dadurch jetzo noch der größte Theil der Menschen die Religionsbegriffe entstellt überkommen hat und noch so behauptet? Daß das Morgenland vom Anfange der Quell alles Aberglaubens und aller der verderblichen Sätze gewesen ist, die die christliche Religion entstellt haben?

Der Doktor. Dis haben Ihnen wohl nur die Leute weis gemacht, die darum mit dem Geist des Morgenlandes sehr übel zufrieden waren, weil sie seine Sprachen nicht verstanden und weil man ihnen daraus einen Vorwurf machte. Er warf hier einen argwöhnischen Blick auf den Kosmopoliten, welcher roth ward von einem Ohr zum andern, sonst brauchten sie nur einen Blick auf die Kirchengeschichte zu werfen so würden sie fin-

den daß Bilderdienst, Menschen Hypothese, Hierarchie und dergleichen, disseits dem Hellesponte viel besser Wurzel gefaßt, als jenseit. Diese Art zu disputiren taugte nicht in van der Blooms Kram, denn er hatte in seiner Lektüre über diese Ideen noch nichts gelesen und gehört, weil sein Kosmopolit gerade nicht in der Kirchengeschichte seine Stärke hatte und ausser diesem davon ihm auch nichts vorgekommen war. Doch dieser sein Gegner dem nichts daran lag, in Felder hineinzugehen wo ihm van der Bloom vollends gar nicht folgen konte und der ihm nur einen Wink auf das: Quantum est quod nescimus, hatte geben wollen, kehrte nunmehr selbst um und ließ diesem das Gespräch lenken, dahin wo er sich am besten fort zu kommen getraute, er fuhr also fort:

Aber welche Art des Aberglaubens ist es also die sie zu vertilgen suchen? oder vielmehr was rechnen sie unter den Aberglauben?

van der Bloom. Alle die Begriffe die sich in die Religion eingeschlichen haben die wider die Vernunft sind, und eben darum weil sie so wilkührlich angenommen werden, bey verschiedenen Sekten so verschieden sind, und die Trennungen verursachen, die unter den Bekennern der christlichen Religion sich zeigen.

Dis war nicht aus deinem Kopf; dachte der Geistliche, denn dis klang noch so ganz leidlich; aber desto schlechter wird es um die Vertheidigung stehen; indessen nahm er sich vor ganz ad hominem zu sprechen:

Was verstehen sie unter dem Ausdrucke wider die Vernunft?

Van der Bloom schien verlegen zu seyn.

Verstehen sie darunter (fuhr jener fort) einen Satz der wieder ihre übrigen, schon als wahr erkannte Sätze Schlüsse und Erfahrungen streitet?

Ja (fiel hier van der Bloom augenblicklich mit Freuden ein) wir wollen dis annehmen.

Sehr wohl. Sie nehmen doch wohl eine Seele an — das Sie eine Seele haben?

Ja allerdings; halten Sie mich etwann für einen Materialisten?

Wenigstens (dachte der Geistliche der van der Blooms Umstände erwähntermassen wuste) waren sie es noch vor einigen Jahren! (alsdann fuhr er fort)

Nun also diese Seele glauben sie, ist eine einfache Substanz, nicht wahr?

van der Bloom. Ja.

Eine einfache Substanz hat weder Seiten noch Flächen, denn wenn sie Seiten und Flächen hätte so liesse sie sich theilen, finden sie das nicht?

Van der Bloom sahe nunmehro wohl daß er irgend wohin solte geführt werden, wohin er nicht wolte, war aber nun um desto schlimmer daran, weil er nicht einsah wohin: Indessen war er dieser Gegend viel zu unkundig als daß er auch nur einen Schritt ohne Fürer hätte vorwärts gehen können, und wolte sich dis doch nicht merken lassen; also muste er geduldig folgen:

Wer wird das läugnen!

Wenn eine Substanz auf die andre wirkt so geschieht dis entweder durch die Berührung derselben, oder der Theile die sie umgeben.

van der Bloom. Sehr richtig!

Aber ohne eine Fläche läßt sich keine Berührung denken, sehen sie das.

van der Bloom. Wer hat je daran gezweifelt.

Nun sehen Sie aber doch, daß auf unsern Körper, der Materie ist und also Flächen und Seiten hat, daß auf den die Seele wirkt, da sie doch keine Flächen und Seiten hat. Sagen Sie selbst; räumt sich dis mit unsern als wahr erkannten Schlüssen und Erfahrungssätzen?

van der Bloom. Ja dis ist freylich eine schwere Materie! Hier sah er seinen Schildknappen den Kosmopoliten auffordernd an, aber

dieser that als wenn ers nicht verstünde, sondern hielt sich streng an seinen Befehl, sich nicht in diesen Streit zu mischen, und schwieg.

Wollen Sie, fuhr der Geistliche fort, so wollen wir aus der Physik, aus der Lehre von Körpern, die unsern sinnlichen Beobachtungen unterworfen sind, viele Sätze und Wahrheiten aufsuchen die eben so sehr, wie Sie das nennen, wider die Vernunft sind.

van der Bloom. Je, die brauchen wir auch nicht einzusehen, weil die keinen Einfluß auf unser moralisches Leben, auf unsere Charakterverbesserung haben.

Sehr wohl, ich wolte nur hier bemerken was der größte derer vom Weibe gebohrnen gegen einen Religionsforscher seiner Zeit bemerkte:

So ihr euch durch die Vernunft nicht überzeugen könt, wenn ich euch von irdischen Dingen sage, wie wollt ihr euch überzeugen, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagte.

Hier fiel van der Bloom wider die Erwartung ein, die er sich anfangs von diesem Besuch gemacht hatte, und dis macht ihn so übler Laune, daß er eben so sehr wider alle Klugheit, als wider alle Gerechtigkeit anfing.

Ja wenn man mit solchen Akkommodationen als mit Machtsprüchen beweisen will — dann hab ich nichts dagegen.

Sein Gegner entschuldigte die Ungerechtigkeit die er dadurch beging durch die Verlegenheit in der er war, und sagte blos.

Sie verzeihen Herr van der Bloom: Nehmen sie den Machtspruch von unserm Gespräche weg, so bleibt doch der Beweis stehen, daß täglich Dinge vor unsern Augen geschehen die wir nicht begreifen, ja die sogar Widersprüche zu enthalten scheinen, und darauf kam es an.

Der Ton und die ganze Art mit der sich dieser Mann benahm, lis van der Bloom seine Ueberlegenheit so sehr fühlen, daß es ihm unerträglich ward sich länger mit ihm zu unterhalten, und dieser, der ihm gar nicht zur Last werden wolte, äusserte blos noch einige Bemerkungen, in wie fern man verpflichtet sey, seine Nebenmenschen zu belehren, oder nicht, und dann empfahl er sich wieder, ohne daß der Kosmopolite während seines ganzen Besuchs drey Worte geredet hatte.

van der Bloom wars durchaus nicht zu verdenken, wenn ihn dieser Besuch auch im geringsten nicht erfreut hätte, und je weniger er ihm die möglichste Höflichkeit und Nachgiebigkeit

oder doch wenigstens Kaltblütigkeit absprechen konnte, desto weniger hatte ihm seine Gesellschaft gefallen weil er schon im voraus sich eine Eifer-Szene aus dem John Bunkel vorgestellt; und nunmehro fand, daß er sich ganz gewaltig geirrt hatte — und wer unter der Sonne hat sich wohl gerne geirrt?

* * *

Die Zurückkunft von einem Irrthum der uns schmeichelt gleich der Wiederkehr von einem Bachanal, wo wir eine Nacht verschwärmten; so frech wir erst dahinschiften und so mächtig die Eitelkeit die Seegel der Hoffnung schwellte, und der Hauch der Freude mit den rosenfarbenen Wimpeln spielte, so rudern wir nunmehr unter den Flaggen des Mismuths mühselig zurück, und die üble Launen schwimmen als Raubfische zu beyden Seiten um die über Bord geworfnen Freuden zu verschlingen. So schifte, wie wir gesehn haben Gottfried van der Bloom, und so schifte nun mit weit mehrerm Grunde sein Sohn. Der Fall war dieser.

van der Bloom hatte im Sinne gehabt Julien zu besuchen, es ward schon dunkel; man konnte also, zumahl durch ein Fenster, nicht genau erken-

nen, ob jemand da war, indessen hat es ihm geschienen, daß er etwas in Juliens Zimmer sich bewegen gesehen, und dennoch ward ihm von ihrem Mädchen gesagt, sie sey nicht zu Hause. Der Besuch galt so ganz Julien allein, oder sollte vielmehr sie gelten, daß er, ohne weder nach Pol, noch nach Henrietten zu fragen, sogleich wieder umkehrte und nach Hause gieng.

Er war diesen Abend gerade nicht in guter Laune, wolte also eben, um sich angenehm zu zerstreuen, dieses Mittel versuchen. Schon der verunglückte Plan machte ihm noch üblere Stimmung, aber dabey der Zweifel, daß vielleicht Julie zu Hause gewesen, und ihn nur nicht angenommen, und die darauf folgende demüthigende Idee, daß sie so viel Vergnügen und so viel Glück in seiner Gesellschaft doch nicht finden müsse, verdarb vollends den ganzen Handel.

Er gieng nach seinem Zimmer und suchte tausend Gründe auf, warum ihn Julie nicht hatte sehen wollen — denn daß sie zu Hause gewesen sey, dies war während, daß er die Treppe hinauf gestiegen, in seiner Seele vollends gewiß worden — und er fand endlich den einzigen möglichen Grund, daß sie vielleicht noch habe ausgehen wollen, um eine Freundin zu besuchen. Aber lieber jemand

anders sehen zu wollen, als ihn, dis war eine abscheuliche Sünde gegen das erste Gebot — der Liebe, eine unverzeihliche Abgötterey; um sich aber recht davon zu überzeugen, so stellte er sich, ohne Licht bringen zu lassen, denn solche Dunkelheit bekam seiner Stimmung noch am besten, ans Fenster, um zu sehen, ob er sie vielleicht ausgehen sähe, und denn hatte er sich schon fest vorgenommen, Tages darauf sie dafür zu züchtigen.

Er hatte sich so in das Studiren über diese Anrede vertieft, und das Pathos, das er hineingebracht hatte, und das Feuer, das dem ersten Catilinarischen von Cicero den Rang streitig machte, hatte ihn so hingerissen, daß er nicht bemerkt hatte, daß indessen anderthalb Stunden vergangen waren, während daß er immer noch auf seiner Warte stand und spürte, als er den Kosmopoliten, der sich durch die Finsterniß in Leo's Stube hatte verleiten lassen zu glauben, daß er nicht zu Hause, ganz ungescheut aus Pols Quartiere heraus und in das seinige gehen sahe: Und der Umstand, daß von dem Augenblicke an bey Julien helles Licht kam, da zuvor blos ein gedämpftes gewesen war, überzeugte ihn, daß Julie bloß für diesem zu Hause gewesen sey, und ihn deswegen abweisen lassen.

Nun denke man sich alle die Empfindungen, die in einer Seele, wie van der Blooms, rege werden musten, und was diese Idee: der Kosmopolit im Dunkel zum Tet a tet bey Julien, die sich vor mir verleugnen läst — was diese Idee für einen Contrast zu jener machte: Sklaven winken, um den Triumphwagen zu ziehn. Und so sehr diese letztere seiner reizbaren Eitelkeit gekützelt hatte, so war diese angenehme Empfindung doch nicht den zehnten Theil des Schmerzes werth, den ihn jetzo die erstere kostete, wenn man anders so eine Bilanz mit Richtigkeit ziehn könnte.

Aber nicht etwa wider den Kosmopoliten brach sein Unwille nunmehro aus, denn dieser hatte ihn nicht betrogen, weil er jederzeit glaubte und glauben muste, daß dieser thun würde was er könnte, um ihn bey Julien zu verdrängen; aber diese, die ihn so ganz schändlich hintergangen, die ihm weis gemacht hatte, daß er der sey, der stolz neben ihr im Triumphwagen sitze, den die gefesselten Sklaven zögen, und die ihm in den Augenblick fühlen ließ, daß seine Räder ihm über den Nacken rollten, und seinen Stolz, seine ganze Glückseligkeit zermalmten — diese Schlange von Arglist und Falschheit, hätte er gern in dem Augenblicke seiner Wuth aufgeopfert. Denn

dis war die einzige Idee, derer er noch einigermassen fähig war: Julien erwürgen.

Er bemerkte nicht in der Heftigkeit der Wuth, mit der er die Stube auf und ab gieng, daß er hier einen Tisch und da einen Stuhl umwarf, und daß seine Ideen so laut wurden, daß sie in folgendes Selbstgespräche ausbrachen, welches im nächsten Zimmer sehr deutlich zu vernehmen war.

O so treffe Fluch — der fürchterlichste, der jemals geflucht ward, den Satan in lieblicher Mädchengestalt — Julie Julie! — so ein Ungeheuer Du? ist das möglich? — oder wirst Du die Verführte, nicht die Verführerin — doch was auch Verführte! — war sie nicht mein? schwur sie nicht es ewig zu seyn? und nun verräth sie mich, und das um wen? (indem er ein Schnupftuch, das er in der Hand hatte, zerriß) wer darüber nicht den Verstand verliehrt, der muß keinen zu verlieren haben — dummes Komödien-Gewäsch! — aber die Demüthigung die Demüthigung! — Ha und die Schlangenzunge — die Sirenenkehle, wie sie mich beruhigen, wie sie mich einschläfern konnte! —

Der Kosmopolit, der zufälligerweise, als er zu Hause gekommen war, etwas in dem Zimmer neben Leo's gesucht und schon darüber erschrocken war, daß er Leo zu Hause bemerkte, hörte diese

ganze fürchterliche Apostrophe an. Er konnte nun leicht den ganzen Zusammenhang errathen, ohne ein Hexenmeister zu seyn; aber mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn und Unverschämtheit faßte er sich sehr bald, und sann nur darauf, wie man diesen Unfall so unschädlich als möglich machte, und sein in diesem Fall erfinderischer Kopf verließ ihn auch diesmal nicht. Er besann sich, daß in diesem Hause ein Mechanikus wohnte, zu dem er zwar nie gekommen war, den er aber kannte und gesprochen hatte. Beym nächsten Mittagsessen, denn denselben Abend war Leo nicht im Stande zu Tische zu kommen, lenkte er also das Gespräch auf Mechanik, und nun erzählte er, ohne daß man das geringste Gesuchte darinnen bemerkte, eine Menge Dinge, die er den Tag zuvor beym Mechanikus gesehen hatte, weil der Mann mit ihm davon gesprochen, daß er sie besässe, zugleich hatte er Julien durch ein Billet von dem Vorfall benachrichtiget und von seiner Manier, sich und sie aus dem Handel zu ziehn, und überließ es ihr, was sie etwa auf ihrer Seite dabey thun wolte.

Dabey blieb aber van der Bloom den ganzen Morgen immer noch äusserst unentschlossen, denn er war in einer Unruhe und in einer Leidenschaft, die fürchterlich war, und die ihn durchaus ver-

hinderte mit sich einig zu werden, wie er sich gegen Julien benehmen sollte. Einmal hatte er die Idee, er wolte sie gar nicht wieder sehen; ein andermal wolte er ihr wieder ihr Unrecht und ihre Falschheit vorrücken und sie zum Geständnisse bringen, wie schlecht sie an ihm gehandelt. Denn aber wolt er auch wieder sie noch mehr demüthigen, und sich gar nicht merken lassen, als ob etwas vorgegangen wäre, sondern ihr nur schriftlich ihr Vergehen vorrücken, und ihr alle Verbindung aufsagen. Kurz alle diese Arten sich zu benehmen hielten sich so sehr das Gleichgewicht, daß keine gewählt wurde — bis gegen das Mittagsessen die zwote als die glänzendste den Vorzug behielt. Denn das war doch nicht zu leugnen, daß es eine sehr glänzende Rolle für van der Bloom war, wenn er so da stand und Julie in ihrer ganzen beschämenden Verwirrung, mit ihrem vollen Unrechtsgefühl und Geständniß vor ihm unverziehen und unbegnadigt — wer konnte so einer Szene widerstehen?

Und nun da vollends der Kosmopolit durch seine feine Wendung mit dem Mechanikus den Leo, so aufgebracht er war, irre gemacht hatte, so hielt er es um so nöthiger, auch vom Gegentheil zu hören, und dies war bey einem mündlichen Verhör doch allemal am besten, dabey sich dennoch

verstand, daß, wenn Julie nicht unschuldig war, der Austritt sich auf eben beschriebene Art endigte, denn seine Vorstellung muste sie nothwendig so aus aller Fassung bringen, daß sie, ihrer Unverschämtheit und ihrer Verstellungskunst ohngeachtet, beschämt da stand, ihre Niederträchtigkeit bekannte und demüthigst um Verzeihung flehte. Dis und nichts geringeres war seine feste Erwartung.

Aber um doch, weil er nun einmal zum Schlusse gekommen war, die Sache sobald als möglich aufs Reine zu bringen, konnte er kaum vier Uhr erwarten, welches die gewöhnliche Zeit war, wo er sie zu sehen pflegte, um das gedachte Verhör anzustellen.

Also wirklich heute zu sprechen? (fieng er an, so wie er bey Julien ins Zimmer getreten war) nicht wieder ausgegangen?

Julie. Ja, wie ich gestern um diese Zeit zu Hause war!

van der Bloom. Das glaub ich Ihnen sehr gerne, und wenn Sie mir sagten, daß Sie den ganzen Tag nicht ausgegangen wären.

Julie. Ich bitt um Verzeihung, das würden Sie mir nicht glauben, denn ich habe wohl gehört, daß Sie hier gewesen sind.

van der Bloom (alles mit dem Tone von unterdrückter Bitterkeit) Sie können daraus sehen, wel-

ches Zutrauen ich zu ihren Worten habe. — — Doch Sie sagten mirs gestern ja nicht selbst; es war nur ihr Mädchen; und ich würde doch Ihnen mehr glauben als Ihrem Mädchen.

Julie. (mit einem herablassenden Ernst) Leo, was hast Du wieder einmal vor Grillen im Kopfe?

van der Bloom. (mit dem Tone, als ob er von einem Irrthume zurück käme) Ach es ist wahr, ich traute meinen Augen mehr als fremden Worten. Aber ich will auch klüger werden, und wenn Sie mirs selbst zur Thüre hinaus rufften, daß Sie nicht zu Hause wären, so will ichs glauben.

Julie. Sagen Sie mir nur — denn ich sehe, es soll heute gar mit Sie gespielt werden — sagen Sie mir nur, wer Sie auf die Idee gebracht hat, daß ich gestern wär zu Hause gewesen?

van der Bloom. Diese albernen Phantasten hier (indem er auf seine Augen zeigt) fangen so früh an zu faseln, und da erzählen sie mir solche allerliebste Romanen — Ha! daß einen die Haut schauert.

Julie. Da sind sie ja wie unsre jetzigen Trauerspiel-Dichter — aber unter uns, die sind nicht alle viel werth.

van der Bloom. (wieder nach den Augen zeigend) Sag ichs doch, diese sind auch nichts werth!

Würd' ich Narr nicht eben so leicht ohne sie als mit ihnen Treue in einem Weiberherzen gefunden haben?

Julie. Die ist also nicht zu fehlen, es findet sie ein Blinder?

van der Bloom. Oder vielmehr: Es ist alles Suchen verlohren, Du seyst blind oder sehend!

Julie. Sage Leo, wie lange willst Du mich und Dich noch mit Deinen Einbildungen und Phantasien plagen. Ist Dir das so viel Freude, mir das Leben zu verbittern?

van der Bloom. Wenn etwa mein Anblick so widrig ist, so will ich gehen. Ich will es nicht auf dem Gewissen haben, jemanden das Leben zu verbittern.

Julie. (mit vieler Lebhaftigkeit) Sehr wohl! ich sehe nun, aber zu spät, daß ich mit Undank belohnt bin, denn ich merke, daß Du nur einen Vorwand suchst mich los zu werden. -- Nun so gehe hin und suche Dir, wenn Du es finden kannst, ein Mädchen, das dich liebt, wie ich Dich geliebt habe; gehe und triumphire, daß Du mich unglücklich gemacht, daß Du mir das Glück meines Lebens, meine Ruhe geraubt hast, und denn, wenn einmal vielleicht in kurzen, aber immer zu spät, Dir der Gedanke einkommt, daß einst ein Mädchen Dich liebte, wie wenige lieben,

daß Du aber ihr Kummer für Liebe, und Tod für Zärtlichkeit gabst, wenn Du dann wirst stehen und auf meinem Grabe weinen, dann vergebe Dir der Himmel die Leiden, die Du mir verursachtest — die mein Mark verzehren, und an meiner Seele nagen! (sie weint heftig)

An wen je eine Deklamation wie diese mit allen den rhetorischen Künsten, keinen Accent abgerechnet, von einem Mädchen gehalten worden, und wer ihr widerstanden, der muß entweder mehr als Mann oder gar keiner seyn. Van der Bloom gehörte gerade nicht unter eine von diesen beyden Klassen von Wesen, also faßte sie ihn gewaltig; aber noch einmal erhub die Eifersucht ihr Haupt, und alles um sie her, jeder werdende Schimmer von Entschuldigung, jede Morgenröthe von Unschuld verschwand vor ihr; oder ward vielmehr von ihrem fürchterlichen Dunkel verhüllet.

van der Bloom. Und damit willst Du mich wohl blenden, daß ich nicht sehen soll, was ich gesehen habe, damit wilst Du wieder gut machen, daß Du mich vor deiner Thür abweisen lässest, daß ich Dich nicht unterbreche, daß ich die schönen vertraulichen Tete a Tetes — psui den Gedanken! — damit entschuldigen...

Julie. (heftig) Ich mich entschuldigen? nein, dazu bin ich noch zu stolz um mich zu entschuldi-

gen, wenn ich erst durch Entschuldigung bey Dir unschuldig werden soll, denn bin ich Deiner nicht werth — dann bist Du Deiner selbst nicht werth; denn ich hätte Dich edler geglaubt, als daß Du ein Mädchen lieben könntest, das du eines solchen Schrittes fähig hielst; wo Du Dir nur so eine Niederträchtigkeit als möglich dachtest! — — Ja was mein Stolz gedemüthiget zu Boden getreten ist! glaubte ich nicht in Dir die Seele gefunden zu haben, die es wagte, eine Bahn zu gehen, deren wenige fähig sind, glaubte Dich Einigen gefunden zu haben, der fühlte wie ich fühle, liebte wie ich liebe, und nun siehe da seine ganze geprahlte Liebe von Schatten zu Boden gestürzt — von Gespenstern verscheucht! O Leo! Leo! daß Du meiner so wenig werth seyn mußtest — daß Du Dich nicht bis zu mir emporzuschwingen vermagst! — —

Eifersucht ist eine Tochter des Stolzes, ist also dem eigentlichen Lauf der Dinge nach ihrem Vater untergeordnet, freylich vermag sie es zuweilen über ihn, aber er weis am Ende doch immer seine Rechte zu behaupten. Julie war ohne Professoren gehört zu haben Psychologinn genung, um dis zu wissen, und diese Nahrung die sie dem Stolze hier gab, stärkte ihn auch in der That so

weit, daß er seine Tochter überwältigte, und sie gänzlich verdrängte.

van der Bloom. O Julie, so wärst du meiner nicht unwürdig.

Julie (indem er sich vor sie hingestellt hat, und sie ihr Gesicht in ihr Schnupftuch hüllt und weint) Geh Undankbarer! — wenn Du mich so verkennen kanst! welche Beweise von Zärtlichkeit soll ich Dir geben, wenn Dir die meinigen nicht hinreichen.

van der Bloom. O Julie! so könntest Du wieder die meine seyn?

Julie. Damit Du langsamer mich zu Tode peinigst, da vielleicht jetzo der Jammer mich bald getödtet hätte.

van der Bloom. Nein Julie das will ich nicht, bey Gott im Himmel ich will dir keine Vorwürfe mehr machen! verzeihe nur dismahl, nur dismahl meine Thorheit!

Julie. O Leo, wenn Du in meiner Seele lesen könntest, wenn Du sähest, wie Du vom Morgen zum Abend mein einziger langer Gedanke bist, und alles was ich thu und was ich denke, sich blos auf Dich bezöge — o wenn Du das sehen könntest! Du würdest nie wieder einen solchen Argwohn haben.

van der Bloom. Den werd ich nie! verzeihe mir nur noch dismahl. (er geht und umarmt sie halb kniend)

Julie. (hingerissen) Ach sage mir Junge, wie Du mich bezaubert hast? (indem sie ihn aufhebt) ist nicht gleich alles wieder vergessen! (mit der feurigsten Umarmung) o Du mein ganzes Glück!

van der Bloom. O Mädchen, Dir sollt ich noch je können einen Augenblick verbittern? — das solt ich können?

Julie. Nein das kannst Du nicht! wirst Du nicht! und vollends dann, wenn Du ganz mein bist, wenn Du jeden Tag, jede Stunde wirst sehen, wie ich so ganz nur Dir lebe, dann wirst du gewiß nie Zweifel, nie Argwohn mehr haben. —

Hier muß man wissen, daß Julie seit gestern in dem Falle war, die Beschleunigung ihrer Verbindung mit van der Bloom ängstlich zu wünschen, und daß sie gleich vom Anfange diese Szene, so wenig sie sich dazu zu schicken scheint, bestimmt hatte, van der Bloom zum Schluß zu bringen. Sie warf also diese Lockbeere hin, und Leo gieng richtig ein.

van der Bloom. Aber was hindert uns an unserm Glück?

Julie. (die ihn schmachtend ansieht) Leo!

van der Bloom. (eben so zärtlich) Julie, wird dein Vater mirs gewähren?

Julie. Das wird er, wenn er seine Tochter nicht haßt, und er hasset sie nicht — er wird ihre Wünsche erfüllen, wird sie unaussprechlich glücklich machen.

So entwickelte sich denn das Duodrama nach Juliens Wunsch aufs beste, und Leo van der Bloom saß wieder ganz ruhig auf seinem Triumphwagen, und fuhr — wohin seine Gebietherin wollte, die ihre ganz besondern Gründe hatte, warum sie sich außerhalb Hymens Reich nicht wohl recht sicher dünkte.

* * *

Mit nicht minder unruhigem Herzen, aber mit ruhigern Gewissen hatte unterdessen Henriette zween Tage hingebracht, ohne noch die geringste Auskunft oder Entschliessung oder irgend ein Mittel zu finden, sich aus ihrer so peinlichen Lage heraus zu reissen.

Noch hatte ihr Vater, der ohnedis jetzo sehr viel mit der Jamaika-Flotte zu thun hatte, indem er sie bald Guichen, bald Byland zu Theil werden ließ, die Schonung gegen sie gehabt, sie nicht ein einzigesmal zu fragen. Aber war die

Diskretion von Seiten des Vaters groß gewesen, so durfte sie von ihrer nicht geringer seyn, also muste sie einen Entschluß geben, und wenn es möglich war, auch sogar einen nach seinem Sinne.

Diese Idee schwebte ihr nun zwar sehr lebhaft vor den Augen, aber es war leichter, so wie es immer in der Welt der Fall ist, zu finden was wir thun sollen, als es wirklich zu thun.

Nein es ist nicht möglich! auf immer soll ich ihm entsagen? auf immer der einzigen Hofnung entsagen; der schönen Hoffnung auf Erdenglück. – Aber welchem Glück? — O Gott dem einzigen einzigsten, das meine Seele sich träumt! dem herrlichsten, das noch je ein Menschengefühl zu tragen vermocht! — ich soll ihm auf ewig — ich soll ihm freywillig entsagen?

Sie trieb sich noch lange mit diesen Ideen herum, ohne daß sie fähig gewesen wäre, einer andern Raum zu geben, bis endlich eine sich eindrängte, die mit jenen so verwandt war, und so unter sie passete, daß der Uebergang nicht schwer wurde: es war nemlich die, ihren Vater zu vermögen, doch erst Hochheims Rückkunft, die nun doch in wenigen Tagen erfolgen sollte, abzuwarten.

Aber so ein Entschluß ist eher genommen als ausgeführt. Denn mit dem geraden Sinn und richtigen Verstande Henriettens und mit ihrem

billigen Charakter, brauchte es gar nicht der Szene, die wir oben schon gesehen haben, um ihr begreiflich zu machen, wie thöricht ihr Vater diesen Vorschlag finden muste, und wie recht er hätte, wenn er ihn nicht zugestünde.

Denn, so antwortete sie sich schon im voraus in ihres Vaters Namen, denn gesetzt auch, daß Hochheim Dich nicht bey der Nase herum geführt, und an Dir gehandelt hätte wie ein Narr, und gesetzt, daß Du mit Deiner Antwort den Tag seiner Widerkunft abwarten könntest, welches doch beydes, wie Du mir selbst zugestehen must, nicht der Fall ist, aber gesetzt auch, daß Du es thätst, würdest Du dadurch etwas gebessert seyn. Würde ein Mensch von Hochheims ewiger Bedächtlichkeit vom Postwagen springen, und von freyen Stücken her kommen und sagen: Mamsel, versprechen Sie sich nicht etwa anders, ich will sie heyrathen? oder willst Du ihn erst fragen: Herr, wenn Sie mich haben wollen, so sagen Sie mirs, sonst nehm ich einen andern?

Diese Vorstellungen leuchtete ihr so sehr ein, daß sie, da sie schon die Thür in der Hand hatte, um zu ihrem Vater zu gehen, dennoch wieder umkehrte, um einen andern Ausweg zu finden, der nicht so offenbar unbrauchbar wäre, und nun

kann

kann man sich leicht denken, daß die Litaney wieder von vornen angieng, bis sie endlich auf einen Schluß kam, der ohngefähr das nemliche bewürkte, was der erste that, der aber richtig beurtheilt, sich zwar besser vertheidigen aber eben so wenig billigen ließ; es war der, unter allen möglichen scheinbaren Gründen, die sie auffinden könnte, die Heyrath mit Bramsten geradeweg auszuschlagen. Der Sturm der Leidenschaft und die Nothwendigkeit, daß irgend ein Entschluß genommen seyn muste, war stark genung, sie dahin zu reissen, so, daß sie, ehe sie sichs versah, in ihres Vaters Zimmer stand, ohne daß sie die ergriffne Idee im geringsten weiter als nach der Möglichkeit ihrer Ausführung geprüft hatte, und weil sie einmal da war, so war auch da weiter keine Hülfe, sondern nun muste alles heraus, obgleich ihr Gewissen schon anfieng zu murren.

Lieber Vater, Sie errathen, worüber ich komme, Sie zu sprechen. Haben Sie jetzo Zeit?

Pol. Meine Tochter, denn müst ich sehr dringende Geschäfte haben, wenn ich nicht sollte Zeit finden, über das Glück Deines Lebens mit Dir mich zu berathschlagen. Hast du einen Entschluß gefaßt?

Henriette. Ja mein Vater ich habe alles überlegt, alle Gründe dafür und dawider erwogen. Ich habe gefunden, daß der junge Bramsten, nach der Zeit daß ich ihn kenne, allem Anscheine nach ein sehr formirter junger Mann war, daß ich gegen die Rechtschaffenheit seines Charakters eben so wenig einzuwenden habe, als gegen den Anstand seiner Figur, und der noch außer dem allen ein Vermögen besitzt, welches ihn zu einer Parthie macht, die für viele meines Geschlechts, die grössere Ansprüche zu machen hätten als ich, beneidenswerth wäre, aber doch hab ich Beyspiele gesehen, daß Mädchens, die mit allen diesen Vortheilen wählten, dennoch nicht glücklich waren, und ich habe nach einer genauern Prüfung meiner selbst gefunden, daß ich eine von diesen seyn würde. Sie erinnern sich noch auf die Zeit, daß er hier war, der Munterkeit und der ganz ungemeinen Lustigkeit, die er in alle unsre Geselschaften brachte. Nun hab ich durchgängig die Bemerkung gemacht, und ich habe sie noch nicht ein einziges mal widerlegt gefunden, daß Leute, von so ausnehmender Lustigkeit eben so stark den entgegengesetzten Launen nachhängen, und ich, die ich Gleichmüthigkeit über alles liebe, und selbst nicht so lebhaft bin, ich kann mir nichts entsetzlichers denken, als mit einem Manne zu leben, der ....

Pol. Nicht der Referendarius Hochheim ist.

Er sagte dis mit einer Kaltblütigkeit, die sie um so viel mehr aus der Fassung brachte, jemehr sie sich getroffen fühlte, und dabey mit so einem unbestimmten Tone, daß sie nicht das geringste von Beyfall oder Misfallen daraus schließen konnte, so wenig sie nur nach dem, was schon verabhandelt war, neue Fingerzeige brauchte, so ward sie doch auf einen Augenblick dadurch irre, bis sie sich wieder faßte, und im vorigen Plane fortfuhr:

Nein lieber Vater, sie sehen selbst ein, wenn sie mich nehmen wie ich bin, mit allen denen Dispositionen die ich habe, daß mich so ein Charakter wie Bramsten seiner war, bey allem Anschein von so soliden und glänzenden Vortheilen, die mit dieser Wahl verbunden wären, nicht glücklich machen könnte.

Pol. (mit treuherziger Zärtlichkeit) Meine Jette sage mir aufrichtig, willst Du Deinen guten alten Vater belügen, oder hast Du Dich selbst belogen? Sage mir das?

Dis that Henrietten wehe; sie fühlte wie ihr Vater recht hatte, sie hätte in diesem Augenblick wieviel darum gegeben, wenn sie ihren ersten Entschluß befolgt und sich lieber in ihrer ganzen Blöße dargestellt hätte, als daß sie sich so einer Hinterlist gegen ihren Vater bedienen wollte.

Denn ohngeachtet ihr Anführen in Ansehung Bramstens nicht ganz ohne Grund, und ihre Bemerkung gewiß auch nicht zu verachten war, so belog sie ihn dennoch damit, weil sie etwas als den Grund von einer Sache anführt, der es nicht war; und für ein Gewissen wie das ihrige, war dis schon ein großes Verbrechen, daß sie sehr gern mit dem offenherzigsten Geständnisse wieder verbüßt hätte, wenn sie nicht in dem Augenblicke gefürchtet, daß sie dis in die Verlegenheit setzen würde, entweder die Vorstellungen ihres Vaters gegen ihre Hofnung auf Hochheim, von denen sie gar nicht läugnen konnte, daß sie vernünftig waren, zu widerlegen, oder Bramsten zu heyrathen. Sie mußte sich also noch tiefer hineinstürzen, und hartnäckig behaupten, wovon sie das Gegentheil wuste.

Henriette. Lieber Vater, wie können sie mir das zutrauen, finden sie nicht selbst mein Bedenken gegründet?

Sie sagte dis mit einem so zitternden ängstlichen Tone, daß ihr Vater selbst darüber lächeln muste, und indem er sie liebreich umarmte, zu ihr sagte:

Nun mein Kind, Du lügest wenigstens mit einem Ton und mit einer Mine, daß man Dir verzeihen muß, und daß ich dem Manne noch

Glück wünsche, den du einmal so belügst, denn da kann er zur Noth noch hinter die Wahrheit kommen. (etwas ernsthafter aber eben so väterlich) Aber dennoch, wie hat das Dein Vater um Dich verdient, daß Du ihn belügst?

Hier sank sie vor ihm nieder.

O verzeihen Sie lieber Vater, ich läugne nicht, ich that es in dem Augenblick, aber ich will Ihnen alles gestehen. Ich sahe zu gut ein, was sie gleich vom Anfange, als sie mir diese Briefe gaben, meinen Hofnungen auf Hochheim für vernünftige Gründe entgegenstellten, und fürchtete mich aufs neue, diese und noch mehrere zu hören, und Sie unwillig gegen mich zu machen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich schwach genung bin, dennoch jetzo keinen Entschluß fassen zu können. (weinend) Zürnen Sie nicht, lieber Vater, ich bekenne, daß es unvernünftig von mir ist, aber Sie sind zu gütig, als daß Sie mich nöthigen sollten einen Schritt zu thun, der blos darum, weil ich ihn in der Lage meines Herzens und mit dem Widerwillen gethan hätte, vielleicht bey meinem besten Willen und — das weiß Gott, ohne den geringsten Trotz, mir und meinem würdigen Manne das ganze Leben verbittern könte.

Pol. Stehe auf! stehe auf meine Tochter! (indem er sie aufhebt) Aber sage mir nur Mädchen, was Dich zu allen diesen Umwegen genöthigt hat? bin ich denn etwa so ein harter Mann, der sein Kind zu einem Schritte zwingt, dadurch es elend zu werden fürchtet?

Henriette. Wie könnt ich aber auch das von Ihnen erwarten, lieber Vater, selbst mit aller der unbeschreiblichen Güte, mit der Sie uns immer begegnet, — könt ich darum glauben, daß Sie meinen Schwachheiten so nachgeben, mein Herz so schonen würden? könt ich erwarten, daß Sie thun würden, was gewiß kein Vater in der Welt thut!

Pol fühlte bey dem Händekuß, mit dem sie dieses versiegelte, wie sie es aus der Fülle ihres Herzens sagte, und freute sich innig, so sehr er die Verbindung mit Bramsten gewünscht hätte, über diese Szene, die ihm so sehr für den Charakter seiner Tochter bürgte, die noch dazu im Geheim sein Liebling war, ohngeachtet er jederzeit vernünftig genung gewesen, sich möglichst zu hüten, einer oder der andern etwas davon merken zu lassen. Indessen fand er doch auch sehr nöthig, eine schickliche Ermahnung beyzufügen, die, wie er hofte, bey der Rührung und kindlichen

Dankbarkeit, die Henriette für ihn jetzt so lebhaft fühlte, nicht ohne Nutzen seyn könte.

Nein mein Kind, das versprech ich Dir, daß ich weder Dich noch Deine Schwester je zu einem Schritte der Art zwingen werde, und glücklicher Weise hat mir der Himmel so viel Vermögen gegeben, daß ihr auch nach meinem Tode anständig davon leben könnt; aber mein Kind, gieb auch Deinem Eigensinne nicht zu sehr nach, und überlaß Dich nicht einer Leidenschaft, die Dich unglücklich machen könnte. Du weist, ich hatte nichts gegen Hochheim, aber bedenke Dich auch wohl, daß Du Dir nachher nicht selbst Vorwürfe machst, wenn Du eine Parthie, deren Vortheile Du selbst einsiehest und eingestehest, einem Menschen aufopferst, der vielleicht nie im Sinne gehabt hat, Dich zu nehmen. Bedenke das noch wohl, ehe wir wieder nach Hamburg schreiben, bis übermorgen will ich Dir Zeit geben. Hättest Du Dich zu Bramsten entschliessen können, so hättest Du mir eine Freude gemacht, dis kann ich nicht leugnen, aber dis soll Dich durchaus nicht bestimmen, sondern einzig Dein Glück und Deine eigne Wahl. Bedenke Dir das wohl! –

Henriette küßte ihm nochmals die Hand, dankte ihm für seine Gütigkeit und gieng fort, mit einem eigenen Gemisch von Freude über die Nach-

giebigkeit ihres Vaters, und von Aengstlichkeit sie zu misbrauchen, und mehr als jemals in der Stimmung sich selbst zu überwinden und ihre Leidenschaft für Hochheim aufzuopfern.

Man wird sich wundern, wie Pol mit einer so vernünftigen Simplicität, mit einer so herrlichen Geradheit über die Heyrath seiner ältesten Tochter urtheilen oder noch mehr dabey verfahren konnte, da er doch bey seiner jüngsten so voll Grimassen und politischer Albernheiten war? — der sehr natürliche Grund war der, daß die Geradheit und der natürliche Verstand ihm angebohren, dieser politische Schnickschnack hingegen nur angenommen war, und daß also jene ihn von Zeit zu Zeit einmal überraschte, ohngeachtet er sonst alles mit diesem verbrämte. So wie ohngefähr unsre jungen Herren, die anderthalb Jahr auf Reisen gewesen sind, die zuvor ein reines Deutsch wusten, wenn sie aber zurück kommen, sich sehr sorgfältig bemühen, mir und mich und dir und dich allezeit zu verwechseln, und immer in Gallizismen zu reden, bis man sie lebhaft macht, daß sie nicht so auf sich Achtung geben, da sie denn wieder in der Uebereilung so gut sprachen, als ein anderer ehrlicher Deutscher.

* * *

Gottfried van der Bloom hatte bisher sein Reformationsgeschäfte mit allem Eifer fortgetrieben; die Wäscherin, der Schuster und Madam Breugel waren vollkommen in der neuen Lehre unterrichtet, und er wolte schon Anstalten machen, in den Armen der leztern den Lohn seiner Arbeit und seiner kosmopolitischen Bemühungen einzuerndten, als sich über seinem erzbischöflichen Haupte fürchterliche Ungewitter austhürmten.

Noch in derselben Nacht, als der tolerante Geistliche mit ihm seine Disputation gehalten hatte, wurde er vom Schlage gerührt und starb, und der nächste nach ihm, der schon oberwähnte grosse Eiferer, war nunmehro als Vikarius so mächtig als er sichs wünschte, um wegen van der Bloom und vielen andern seine Entwürfe durchzusetzen. Es ward daher sogleich von ihm ein Tag angesetzt, an dem van der Bloom sich wegen seiner Sätze verantworten sollte, und wenn er da sich nicht fügen würde, sollte der weltliche Arm zu Hülfe genommen werden — um ihn zur Erkentniß der Wahrheit zu bringen.

Dieser konnte sich des Lachens nicht enthalten, als ihm sein Verhör angekündigt wurde. Er überlegte einige Zeit, was er ihm wolte antworten lassen, allein da ihm einfiel, daß es sich nicht mit allen Leuten gut disputire, und daß man nicht

wissen könne, wen man finden werde, zumal da ihm sein letztes theologisches Colloquium noch im frischen Andenken war, so fand er fürs beste, sich damit gar nicht zu bemengen, ließ also dem Herrn Polemiker sagen:

Er habe sich ohnstreitig in der Geographie geirrt, sie lägen nicht in Spanien oder Neapel; und in Deutschland sey glücklicher Weise keine heilige Inquisition eingeführt, sonderlich aber streite diese ganz wider die Sätze der von ihm so sehr vertheidigten unveränderten augsburgischen Confeßion.

Dis war nun ein sehr unpolitischer Streich. Denn ohngeachtet der Herr Großinquisitor fand, daß sein Nerve in dem weltlichen Arm, auf den er sich stark verlassen hatte, apoplektisch geworden war, so suchte er doch mittelst der grössern Thätigkeit, die er anwendete, um sich für van der Blooms spöttische Antwort zu rächen, Mittel, ihm fühlen zu lassen, was er gethan hatte.

Man wird vielleicht zum Theil hier eine Deklamation über den geistlichen Stolz, über Priesterhaß, über orthodoxe Intoleranz vermuthen, man wird eine Apostrophe erwarten, oder wenn man noch weiter in der Geschichte kommt, hier eine Einleitung vermissen, darinnen mit vielen heftigen Ausfällen auf den geistlichen Stand be-

wiesen wird, wie gerade diejenigen die Muster der Liebe und Duldung seyn, und uns mehr durch ihr Beyspiel als durch ihre Worte lehren sollten, wie gerade die, durch Stolz, Haß und Verfolgungsgeist das Gegentheil von dem übten, was sie lehrten oder doch lehren solten, und daß dis ein neuer Beweis sey, wenn es anders noch eines Beweises bedürfe, was wir durchs ganze menschliche Leben, und auf jedem Blatt der Geschichte fänden, bey weiten der größte Theil von allen politischen und moralischen Bösen, dessen doch so viel in der Welt gewesen und noch sey, verursacht worden.

Allein ausserdem, daß ich in Ansehung dessen meine Leser auf alle philosophische politische Schriften der neuern Franzosen und verschiedener Deutschen verweisen kann; so hab ich auch darinnen überhaupt die Meinung, daß ich diesen Stand für nichts anders halte, auch nichts anders darinnen gefunden habe, als in allen andern Ständen. Daß seine Mitglieder alle Menschen sind wie andre Menschen, daß es eigennützige, eitle, stolze Seelen unter den Theologen giebt, wie unter den Philosophen, daß es Kabale und Schikane unter ihnen giebt wie unter den Rechtsgelehrten oder Politicis, daß sie Windbeutel und Prahler unter sich haben wie die Medizinor, daß es aber

auch manche gute ehrliche Haut unter ihnen giebt, wie unter jedem andern Stande, kurz, daß sie alle zusammen genommen bey weiten besser und schlechter sind als man sie gewöhnlich glaubt — gerade wie die Leute in jedem andern Stande.

Ich verachte also von ganzen Herzen die wenigen, die halb aus Dumheit und halb aus planvollem Stolz mit der Mine des Alleinhandels von Frömmigkeit und Tugend auf die Layen herab sehen und sich eine Oberherrschaft anmaassen, die sie ohne unerlaubte Mittel, ohne Ränke und Falschheit nicht behaupten können, und mit einer gewissen Unfehlbarkeit prahlen, die an und für sich schon verdächtig ist.

Ich schätze aber von ganzen Herzen einen Stand, der so wie alle andere nach meiner Ueberzeugung zum Wohl des Ganzen gehöret; dessen Mitglieder zwar nichts besser sind als wie andere, aber auch im Durchschnitt genommen doch gewiß nichts schlechter, es wäre denn, daß unglückliche Verhältnisse von Jugend auf oder auch in der Erfüllung ihrer Bestimmung sie so sehr niedergedrückt, daß ihre Aufklärung darunter gelitten, ihre edle freye Denkungsart, die ihnen doch gewiß so gut wie andern Menschen angebohren seyn musten, beschränkt und ihrem Charakter vielleicht eine falsche Richtung gegeben worden.

Wenigstens find ich die Meinung derjenigen sonderbar, die anzunehmen scheinen, daß keiner in diesem Stand aufgenommen wird, der nicht schon Proben seiner Boßheit und Dummheit oder auch Arglist gegeben. Wenigstens sähe ich nicht ein, wo sonst das Uebergewicht von Bösen in einem Stande herkommen solte, der, wie man ihm nicht ableugnen kann, die Grundsätze und Lehren der Weisheit und Frömmigkeit erlernen muß und erlernt, und also diese Veranlassung mehr zum Guten hat als andre Stände, ohne daß mir eine Veranlassung zum Bösen, die er vor andern hätte, bekannt ist. Und doch sollte er vor allen andern böse seyn? o ihr Herren Philosophen! wo laßt ihr da den zureichenden Grund? —

Doch ich finde, daß ich sehr übel gethan habe, mich mit dem Lehrstande einzulassen, weil sich schon äussert, daß ich mit dem Lehrfieber befallen bin, daran ohnedies so viele laboriren, und weil ich so viel selbst spreche, da ich füglich andre für mich hätte können sprechen lassen.

Nachdem unser Zelote mit einer höhern Instanz wegen van der Bloom ein Gespräch, wie ohngefähr des berühmten Präsident Lars Gespräche über den Diabolus gehalten, und gedachtermassen keine Unterstützung gefunden, so fieng er an im gemeinen Leben, und denn auch auf der

Kanzel van der Bloom zusamt dem Kosmopoliten so zu verschreyen, und so häßlich abzumahlen, daß er es dem abscheulichsten Bösewicht nicht hätte schlimmer machen können.

Man kann nicht sagen, daß van der Bloom sich den Religionsgebräuchen gänzlich entzogen hätte, nein ganz und gar nicht; wenn nur Hermes, Barth und Basedow nichts dagegen hatten. Das Kirchenzehen war eines davon, und ohngeachtet das, was die Geistlichen sagten, gewöhnlich nicht nach seinem Geschmack war, so sang er doch gern ein Lied in der Kirche mit; ohngeachtet ihm das, daß die Gesangbuchs-Reform nicht bis zur Stadt seines Aufenthalts durchgedrungen war, ihm viel Aergerniß machte. Kurz aber van der Bloom vernachläßigte die Kirche nicht ganz, indessen trat doch dieser Geistliche auf, deklamirte heftig gegen die Religionsverächter, Volksverführer und Grübler, die alles durch ihre Menschenweisheit erklären wolten, nun wußten zwar, sonderlich die Leute, zu denen er eigentlich hierdurch reden wolte, nichts davon, wen er damit meinte, aber den Schlüssel zu dieser Predigt, den er durch seine Leute überall austheilen ließ, machte die übrigen aufmerksam; und die Beredsamkeit, mit der er diesen Vortrag ausschmückte, die Gefahr, die er allen drohte, und die Uebel, die er

prophezeihte, die Beyspiele, die er anführte, daß solcher Irreligiosität wegen ganze Städte untergegangen wären, machten vollends diesen Leuten die Köpfe warm, die ihnen ohnedies so leicht schwindeln, und es hätte nicht viel gefehlt, ohngeachtet dieses eine Stadt war, und noch dazu nicht eine der kleinsten, daß er so weit zu seinem Zweck gekommen wär, die skandalöse Geschichte von Motiers noch einmal zu spielen. Welches ich doch für unsre Zeiten hätte beklagen wollen. Aber so geschwind geht es doch an so einem Orte nicht, weniger darum, daß nicht eben so einfältige Menschen in der Stadt als auf dem Lande wären, als vielmehr darum, daß sie da wegen der Vermischung mit andern Leuten nicht so das Uebergewicht haben, und mit Uebereinstimmung handeln können; auch durch die Polizey etwas in Furcht erhalten werden.

* * *

Gottfried van der Bloom argwohnte nicht das mindeste von allem dem, was da wider ihn vorgenommen wurde; sondern war jetzo selbst mit Hintansetzung aller Reformationsgedanken einzig auf seine Heyrath mit Madam von Breugel und seines Sohnes mit Julien bedacht; denn dieser

war sogleich nach dem berührten Zwiesprach mit seiner Dulzinee zu seinem Vater gekommen, ihn von der Lage der Sachen zu benachrichtigen.

Julie hatte es indessen übernommen, ihren Vater auf eine Audienz von Leo van der Bloom für den künftigen Tag vorzubereiten, dazu er sich anschickte und viele Vorbereitungen machen muste, denn er entsann sich nun erst, wie viel er auf das Hamburger Geschäfte an Feyerlichkeit schuldig geblieben, da er dis ohne alle Umstände und Ceremonien betrieben, die er mit einem Manne wie Leo, um so viel schicklicher nachzuholen glaubte; auch hatte Julie schon diesen theils um einmal wieder eine Komödie mit ihrem Vater zu spielen, theils um die Sache desto besser zu befördern, dahin überredet, daß er es an keiner Posse dazu wolte fehlen lassen, welches alles bey so einem politischen Kannengiesser wie der ehrliche Pol, um so viel leichter war, weil das Ceremoniel gegen einen, der es verstanden hätte, wohl Herrn Leo van der Bloom dürfte in Verlegenheit gesetzt haben; da schon dieser aus der Garderobbe Ideen hierüber mitgebracht hatte, die Leo nicht einmal haben konnte.

Man denke sich ein grosses Zimmer, wo die roth seidenen Gardinen bis auf die Hälfte zuge-

zogen, und ohngeachtet des darinnen stehenden Sopha's zween Stühle nicht weit vom Spiegel gesetzt waren, unter denen ein bunter türkischer Teppich die fichtenen Dielen bedeckte. So wie nun Pol und ein Bedienter auf Juliens Anordnung um eine geheime Audienz für Leo van der Bloom ersucht hatte, so ging er durch die eine Thüre, während daß dieser durch die andere hinein trat, mit grosser Gravität auf die Hälfte des Zimmers ihm entgegen, und führte ihn zu dem Stuhle, der für ihn gesetzt war.

Man wird sich vielleicht wundern, warum man Sachen in einer geheimen Audienz ausmachte, die doch schon so weit geordnet waren, daß man sie recht füglich, da es blos um der Feyerlichkeit willen geschah, in einer öffentlichen hätte abhandeln können. Allein wie viel Leute zu einer feyerlichen Audienz gehörten, dis wuste Pol noch zu gut, und darum schränkte er sich auf so eine geheime ein.

Nachdem nun die beyde gegenseitig in sehr gesuchten und gekünstelten Worten sich erkläret, dabey sich Pol noch mehr distinguirte als Leo, ward das Nebenzimmer geöfnet, wo Julie eben so feyerlich saß und Leon von ihres Vaters Hand empfieng; Worauf man ein Fest für den künf-

tigen Tag anordnete, bey welchem auch der Kosmopolit nicht fehlte, der Philosoph genug war um zu finden daß er auch dabey sich herzlich wohl könne sein lassen, ohngeachtet er dismal bey Julien nicht die erste Rolle spielen durfte.

* * *

Welche Ideen durch alle diese Anstalten in Henriettens Seele lebhaft gemacht wurden, brauch ich dem Leser nicht erst zu sagen, und da dieserwegen der letzte Termin war, wo sie ihre Erklärung thun mußte, so würkte das alles um so viel stärker auf sie.

Julie war fein genug um durchaus die fröliche Braut zu spielen, und zu thun als ob sie ganz am Ziel ihrer Wünsche wäre — so wie man auch nicht sagen kann, daß sie gerade viel andere Entwürfe und Wünsche gehabt hätte, ohngeachtet freylich in ihrem Herzen die Heiterkeit nicht war, die sie auf ihrem Gesicht trug, kurz Henriette sahe ihre Schwester am Ziel ihrer Wünsche, dahingegen sie ganz nahe an der Scheidewand war, die sie von dem ihrigen auf ewig trennte. Dis machte einen gewaltigen Eindruck auf sie. Nicht daß Henriettens Seele auch nur eines Funkens von Neid fähig gewesen

wäre, sondern nur dieser gewaltige Abstand ihres Schicksals von einander war für Henrietten doppelt traurig. Sie setzte sich an Juliens Stelle dachte sich Hochheims Braut, und alles um sie her verschwand vor Entzücken.

Diese Empfindungen wirkten so stark auf sie, daß sie auf einmal, so nahe sie dem Entschluß war Hochheim aufzugeben, dieser allgewaltigen Vorstellung nicht widerstehen konte, sondern bat, ihren Vater, jedoch mit dem offenherzigsten Geständniß ihrer Thorheit, daß er ihr verzeihen möchte, daß sie Bramsten abschrieb, welches denn noch selbigen Morgen geschah, und nun, in einer halb angenehmen halb ängstlichen Schwermuth den übrigen Theil des Tags verträumte; bis sie ohne es zu wollen, Leo van der Bloom in aller Freude seines Herzens fürchterlich daraus weckte; indem er ohne in diesem Augenblicke an irgend ein Verhältniß zu denken, als an das seinige gegen Julien, da von Hochheim die Frage war, erzählte: zu ihm habe er gesagt, daß er wegen einer Heirath nach Leipzig reisen müste.

Henriette war wie vom Donner gerührt, und ihr Vater gab ihr einen Blick der zwar nichts weniger als zornig war, der sie aber darum nicht minder niederschlug, weil er die Wiederho-

lung des ganzen våterlichen Gespråchs enthielt, dadurch er sie vor einigen Tagen so gerührt hatte. Auch machte es auf ihn selbst einen beträchtlichen Eindruck, der blos durch die Erwartung der Zeitungen, die er noch denselben Abend haben sollte, verdrångt wurde.

Aber die Unglücksfälle ziehen nicht gern allein, sie belieben in Schaaren zu ziehen, sagt Yung einmal, und dis erfuhr auch Henriette; denn nicht genug daß sie dieser so rührende Blick ihres Vaters niedergeschlagen hatte, so muste unglücklicher Weise in den Zeitungen die glückliche Ankunft der Jamaika Flotte stehen, die er schon unter die Franzosen und Holländer vertheilt hatte, welches Pols gute Laune gänzlich verderbte und ihn mit der ganzen Welt und also auch unter diesen Umständen mit seiner Tochter mißvergnügt machte.

Dis brachte sie vollends aufs åusserste, denn das Gefühl daß sie ihrem Vater durch die Aufopferung eine Freude hätte machen können, und daß sie dis nicht gethan hatte, daß nunmehro ihr Vater, weil die Thorheit ihrer Erwartung und ihrer Leidenschaft sich zeigte, daß der nunmehro Ursache hatte, sehr ernstlich unzufrieden mit ihr zu seyn, dis alles machte ihre Lage um so viel peinlicher, und verursachte daß sie diese

Nacht in einer Unruhe und Kummer hinbringen muste, die sich mehr fühlen als beschreiben läßt.

Aber nicht allein für Henrietten hatte diese Jamaika Flotte Unglück mitgebracht, sondern auch und noch mehr für Julien. Denn wir haben oben bemerkt, daß diese äusserst dabey intereßirt war, ihre Verbindung mit van der Bloom zu beschleunigen, also da nunmehro auch die Frage war, wenn die Hochzeit seyn sollte, versicherte Pol mit einem theuren Schwur, daß er nicht eher wieder einen Freudentag haben wolte, bis den Engländern dieser Glücksfall verbittert wäre, und die Franzosen oder Amerikaner einen Vortheil über die Engländer erhielten, wenigstens wie den von Rodney über Grasse.

Julie ward wie vom Schlage gerührt, als sie dieses hörte, denn sie wußte mehrere Male den Fall von solchen Gelübten bey ihrem Vater und kante die Unverbrüchlichkeit mit der sie gehalten wurden; gleichwohl war sie in der Lage das durchaus nicht abwarten zu können, denn sie hatte darauf gerechnet wenigstens binnen vierzehn Tagen mit van der Bloom verbunden zu seyn, und nun konnten viele Monathe vergehn, ohne daß es geschah, dis machte guten Rath abermals theuer, zumal da Leo gar nicht so sehr

von der Nothwendigkeit dieser Beschleunigung überzeugt war, oder vielmehr ihren Grund gar nicht errathen konte. Indessen nahm sie sich vor alle ihre Künste aufzubieten, um ihn in das Interesse zu ziehn, aber man sieht daß sein hypochondrischer Unmuth so weit ging, daß es selbst nicht weibliche Künste über ihn vermochten, welches doch nach meinen Begriffen alles ist, was man von Laune sagen kan.

Ich habe den Morgagni diesen grossen Forscher nach dem physischen Uebel der Menschen, nicht gelesen, aber ich fürchte fast, daß er eine seiner ersten Quellen in seinem grossen dicken Werke vergessen hat, und dis ist der Müßiggang, oder daß ich mich noch richtiger ausdrücke, der Mangel an bestimmten Geschäften, der schon manchen unsrer besten Köpfe dazu am Ende gar untauglich gemacht hat; davon wir täglich Beyspiele sehen können. Denn im gesundesten Körper ist der Kreislauf nicht einmal wie das andere und dis giebt einen Anfang übler Laune; haben wir nun keine bestimmten Geschäfte, die unsre Aufmerksamkeit von dergleichen Gegenstände hinwegreissen, so finden wir nichts nöthiger zu thun, als uns hinzusetzen und nur auszusinnen, wie übel uns sey. Sind wir aber einmal in der Stimmung die Gegenstände durchs dunkle

Glas anzusehn, so trägt auch alles diese Farbe und ohne daß wir uns des physischen Ursprungs dieses Mishagens mehr bewust sind, finden wir unsre Lage, und wenn sie die behäglichste von der Welt ist, unerträglich, und alle unsre Verhältnisse sind widrig. Diese wirklich unangenehmen Empfindungen, die aus eben solchen Betrachtungen entspringen, verstimmen vollends die Fibern unsers Körpers denen behagliche Vorstellungen die gehörige Spannung gaben, und nun verschliessen sich die Drüsen und feinen Gefässe gänzlich, der Kreislauf ist gehemmt und es erhält so, bald das physische Uebel von dem moralischen, bald das moralische von dem physischen einen Zusatz. Dis war der Fall mit Leo van der Bloom.

Seit dem er seine kaufmännischen Geschäfte aufgegeben hatte, war er auf das Studium der Philosophie gekommen. Da ihm aber die ältern Sprachen fehlten, entging ihm viel davon und schon dis war ein Grund von Mißvergnügen, ohngeachtet dis doch nicht stark genug auf ihn wirkte, um ihn zu vermögen wenigstens die Lateinische noch zu erlernen. Er las vieles über Anthropologie und Physiologie, nebst dem was dazu aus der Anatomie nöthig war; und nun fühlte er alle die Krankheiten, die aus der Un-

ordnung in einem einzigen Theile der so zusammengesetzten Maschine des menschlichen Körpers entstanden. — Doch ich finde daß ich mir so gelehrte Mühe gebe als wenn ich den Morgagni wirklich studirt hätte, um recht kunstmäßig und gnometisch zu beschreiben was ich mit wenig Worten hätte sagen können; daß van der Bloom durch seine Unthätigkeit hypochondrisch geworden war.

Des Morgens nach dem gedachten Feste welches für Henrietten und Julien so wenig erfreulich gewesen war, äusserte sich Leo's Hypochondrie, durch einige diätetische Unordnung gereizt vorzüglich. Er fing bald dis bald das an, nahm ein Buch nach dem andern, ohne daß er nur eine Viertelstunde bey einem hätte aushalten können, und ging endlich, in der That mehr aus langer Weile, oder weil er nicht wuste, wo er sich hinthun sollte, als aus Liebe, zu Julien, die vielleicht bey seinem Eintritt schon dis merkte, aber sich dadurch nicht irre machen lies, einen Plan auszuführen, der freylich eine entgegengesetzte Stimmung erfodert hätte, der aber doch auch nicht der erste war, den sie gegen den Anschein der Möglichkeit ausgeführt hatte.

Nun Engel wie gehts?

Julie. Gut wenn du da bist, aber sonst so gut, als es gehen kann wenn die Zeitungen nicht nach Wunsche lauten.

van der Bloom. Das wird doch nicht so langen Einfluß haben? und so wirksamen?

Julie. Allerdings! da wird kein Friede im Hause, bis den Affären der Alliirten wieder aufgeholfen ist; denn wir verliehren, jede Bataillie mit den Franzosen und Amerikanern.

van der Bloom. Also wenn es von dir abhing, so machtest du Friede.

Julie. Oder ich hätte ihn vielmehr längst gemacht, und mir dadurch manche trübe Stunden erspart.

Hier that sie ihrem Vater durchaus Unrecht, allein wer kann bey Ausführung so feiner Entwürfe, der Wahrheit allezeit treu bleiben? man darf also Julien nicht verdenken, wenn sie sich dispensirte.

Denn (fuhr sie in einem ernsthaften traurigen Tone fort; indem sie ihm die Wange streichelte) es ist wirklich keine Kleinigkeit, das so zu ertragen.

Hier schwieg sie und erwartete was man freylich darauf hätte von einem so zärtlichen Liebhaber erwarten sollen. daß er sagte: Gutes Kind du sollst es nicht länger tragen; ich will alles versuchen um deinen Vater von seinem sonderba-

ren Vorsatz abzubringen, u. s. w. aber nichts von alle dem.

van der Bloom. (indem er ihr wieder die Wange streichelt): Armes Kind du dauerst mich Das hätt ich aber deinem Vater gar nicht zugetraut.

Julie. Ja das ist mir noch lieb, daß er sich in Acht nimmt vor den Leuten und sich nichts merken läßt, aber wir müssen es doch nichts destoweniger entgelten.

van der Bloom. Nun bey mir soll dein Wohl nicht mehr vom Barometer der Zeitungen abhängen.

Julie. Das bin ich überzeugt, guter Junge! ich werde doch das auch noch überstehen?

Man wird glauben daß doch dis anschlagen würde, aber nein, alles umsonst, es bleibt immer blos bey den allgemeinen Ausdrücken des Bedaurens und des Versprechens glücklicher Zeiten, ohne daß man doch, wie man wohl konte im geringsten Anstalten machte diese glücklichern Zeiten zu nähern.

So muste die unglückliche Julie wieder abziehn, mit der traurigen Vorstellung abermals einen Tag verlohren und fast alle die wirksamsten Triebfedern angelegt zu haben, um zu ihrem Zweck zu gelangen, ohne daß sie jedoch den

Plan aufgegeben hätte, vielleicht den nächsten Tag zu erreichen, was sie diesen verfehlte.

* * *

Hochheim. (allein im Wagen, indem er zuerst die Thürme der Stadt wiedersieht.)

Nun seyd mir willkommen! Zwar abermals ein Monath vergangen und ich bin nicht weiter als ich war — bey der Hofnung. — Immer meinem Glück nicht näher! Aber giebt es nicht Geschöpfe die blos von der Ausdünstung der Körper oder von der Luft leben? — unser Glück hat viel Aenlichkeit mit diesen, es lebet von der Luft; oder von der Hofnung welche doch auf alle Fälle etwas sehr luftiges ist, und nun wie lange ists schon, daß ich nichts als diese Nahrung geniesse? — —

Seit wenn steh ich nun schon da, und das gewünschte Glück unmittelbar vor mir? mußt ich nicht hoffen mit jedem Monath, mit jeder Woche endlich es zu erreichen? O ihr alten grauen Zeugen, von der Allmacht der Zeit, ist nicht ihr Werk blos zu zerstören? auch ich hofte euch wiederzusehn, aber gewiß nicht ohne mein Glück erreicht, oder wenigstens der Erfüllung meiner Wünsche mich genähert zu haben, aber

tragt mich ein in euer Protokol unter diejenigen, denen die Zeit die Hofnungen vereitelte und die Wünsche zerstörte. Ach es wird mancher in euren Kreisen seyn, den derselbe betroffen hat! denn es ist eine grosse Thorheit sich selbst für besser zu halten als andre, es ist aber beynahe eine eben so grosse und gewiß eine eben so stolze, sich gerade für unglücklicher zu halten. (nach einer Pause mit ziemlich bitterm Tone) Schön: da bin ich nun gewiß — einen Monath lang nach dem Heil eines Wunsches gereist, und nun am Ende steh ich nur um so viel weiter davon, als da ich ausgieng, wenn ich nicht vielleicht unterdessen bin ganz davon weggerissen worden. Doch nein dis that sie nicht. Aber was muß sie von mir denken? Hab ich ihr nicht geäussert daß ich sie liebte? hat sie das nicht liebenswürdig erwidert? und nun muß ich so lange Zeit vergehen lassen, ohne nur ihr errathen zu lassen was das für ein Ende nehmen soll: was muß sie denken? muß sie nicht glauben daß ich niederträchtig sey, und mit allem nur sie täuschen, meiner Eitelkeit schmeicheln und sie auslachen wollen? muß sie am Ende das nicht denken? O der entsetzlichen Lage! — — Wenn sie lieber mich aufgegeben hätte? — und glücklich gewesen wäre; denn kostet es nur meine Ruhe und mein Glück,

und wie gern! wie gern! wenn ich es dem ihrigen opfern könnte: Aber so opfere ich das meine und das ihrige dahin; und der Grund von allem? daß ich meinen Grundsätzen nicht treu war; daß ich mich von meiner Leidenschaft überraschen ließ die zu heftig war, als daß ich sie ganz hätte verbergen können, und die sich zu sehr auf Sympathie und Harmonie der Seelen gründete, als daß sie hätte ganz unerhört seyn können; — also das ist nicht unerhörte Leidenschaft die ich fürchte? nun so stehe Gott dem bey, der jene fühlt.

Hochheim war mit der Reise zu seinem Oheim sehr unglücklich gewesen, hatte seinen Endzweck durchaus verfehlt, weil dieser wie er vom Anfange befürchtete schon ein Mädchen für ihn bestimmet hatte. Ob nun wohl Hochheim weit entfernt war sich zu einer Heirath mit dieser überreden zu lassen, so konte er doch auch nicht seine Einwilligung zu Henrietten erhalten; er war demnach von der immer noch hofnungsvollen Ungewißheit in welcher er vorher seinetwegen war zur ausdrücklichen Negative gekommen, und dieses verbitterte ihm seine Zurückkunft unendlich, weil er dismal, so sehr er sich sonst für die Gefahr getäuschter Hofnungen hütete, doch in eine gefallen war; die auch seine ganze Gleichmü-

thigkeit überwältigte, und ihn äusserst niederge-schlagen machte.

Demohngeachtet er nichts von alle dem wußte was vorgegangen war, und was Henriette schon seinetwegen gelittten hatte, so konte er sich doch leicht vorstellen daß sie an ihm irre werden mußte; gleichwohl war er jetzo noch eben so wenig in der Lage sich erklären zu können, ja noch weniger als ehe er gereist war; also konte vor der Hand nichts helfen; die Angelegenheit mußte noch in ihrer vorigen Lage bleiben, wenigstens von seiner Seite.

Aber hatte Hochheim gehoft mit seiner Rückkunft gegen Henrietten sich erklären zu können, so erwartete es Henriette nicht minder; und selbst nachdem Leo van der Bloom ihr diese Reise aus einem so entgegengesetzten Gesichtspunkt gezeigt hatte, sagte sie sich zwar laut: daß Hochheim versprochen zurückkommen werde, aber ganz leise sagte die Hofnung der Liebe, nicht versprochen, sondern um sich zu versprechen, denn ohngeachtet alle des Kummers den er ihr gemacht hatte, konte sie sich doch nicht überreden, daß er sie nicht liebte und es nicht über sich erhalten ihn nicht von ganzem Herzen wieder zu lieben.

Auch Pol, der nicht so ein Haustyrann war als seine Tochter Julie ihn machen wolte, dem

das Glück seiner Henriette sehr an Herzen lag und der verständig genug war, um einzusehen daß ohne Hochheim nach der Lage der Sachen für sie keins, wenigstens ohne langen Kummer nicht zu hoffen wäre, auch Pol war sehr neugierig auf seine Zurückkunft, und hofte nach Proportion des Wunsches eben so gut wie seine Tochter auf einen glücklichern Ausgang, als man eigentlich nach allem was Hochheim gethan, und van der Bloom gesagt hatte, hoffen konte und sollte; obschon Henriettens Leidenschaft und theils Vaterliebe beyde allerdings entschuldigen.

Gleich den Morgen nachdem er angekommen war, gieng Hochheim zu Pol's, beyder Erwartung war aufs höchste gespannt. Henriettens Busen klopfte um ein beträchtliches stärker, und ihr politischer Vater befleißigte sich pathognomischer Bemerkungen, als ob er ein Staatsgeheimniß erlauschen wollte: Aber siehe da Hochheim kam und ging, ohne daß man um einen Buchstaben klüger gewesen wäre als zuvor, ausser daß man daraus, daß er nichts deklarirte, den Schluß zog, daß er sich in Leipzig nicht müste versprochen haben, und wie Pols Politik sehr richtig hinzusetzte, daß hierbey als bey einer blossen Ankunftsvisite mehr nicht habe vorfallen können, oder daß Hochheim jetzo bey der An-

kunftsaudienz blos das Kreditiv übergeben, ohne Propositionen zu thun, wie er sich bey sich selbst darüber ausdrückte. Denn dis muß man durchaus nicht glauben, daß über alle diese Gegenstände zwischen Vater und Tochter nur ein Wort vorfiel.

* * *

Die Ceremonien und Kirchengebräuche die bey unsrer Verheirathung hergebracht und angenommen sind, war ein reichhaltiger Stoff zu van der Blooms Deklamation, und Klagen über das viele Päpstische, was wir noch nach der Kirchenveränderung beybehalten hätten, und das nothwendig abgeschaft werden müsse. Nun denke man sich daß er wegen Madam von Breugel gerade in dem Fall war, sich diesen Ceremonien und Gebräuchen unterwerfen zu müßen; auch daß er überhaupt, sich von andern abzusondern, liebte; so wird man bald glauben daß dieses ohne harte Kämpfe nicht abgehen konte, zumal da er es mit so einem rüstigen Streiter zu thun hatte, der schon zuvor sein Freund nicht war, und der überhaupt mit dem brausenden Donner des Gesetzes besser manövriren konte als mit dem beseelenden Hauch des Evangeliums.

Van der Bloom hatte nichts geringers vor, als sich mit Madam von Breugel zu verbinden, ohne daß die Geistlichkeit ein Wort davon erführe, sondern durch einen Noterius, der die Ehestiftung machen muste, alles verrichten zu lassen, was er zu ihrer Gültigkeit für nöthig hielt; auch hatte ihre Moral nicht das geringste dagegen, aber ihre Politik hielte doch für nöthig, diese Heyrath nach den Rechten so gültig als möglich zu machen, und weil man sie versicherte, daß ohne die priesterliche Einsegnung an ihr viele Ausstellungen gemacht werden könten, so stellte sie ihm dis von der Seite der politischen Verfassung vor, und überredete ihn darein zu willigen, ohngeachtet er nunmehro gegen alle Verfassung und Gesetze verlangte, daß diese ohne alle Nebengebräuche, von Aufgeboth und andern was des Ortes Herkommen war, und davon man da nicht dispensiren konte, verrichtet würde.

Dis setzte ihn aber vor erst in die Nothwendigkeit zu dem Geistlichen zu gehn, dem er schon einmal eine Visite abgeschlagen hatte, darum war dis für ihn ein höchst unangenehmer Gang; indessen konte der Muth der ihn zum Reformator beselte, ihn dennoch gegen die Gewalt

der von Breugel schützen — welches wie ich hofte, keiner meiner Leser unglaublich finden wird.

Der Geistliche der mit dem Gericht in einem besondern guten Vernehmen stand, und daher seine leisesten Stimmen hörte, wuste indessen alles was vorging, bis auf den Besuch der ihm bevorstand. Gottfried van der Bloom hingegen war in einer merklichen Verlegenheit bey diesem Besuch, ob er des Vergangenen erwähnen und sich vielleicht höflich entschuldigen sollte, oder nicht; aber endlich fiel doch sein Entschluß dahin aus, daß er froh seyn wollte, wenn jener nichts erwähnte, damit diese Geschichte ganz unberührt blieb; aber da kante er den Mann nicht mit dem ers zu thun hatte:

Ey das ist mir ja eine recht unerwartete Ehre, daß ich Ew. Hochedelgebohrnen bey mir sehe. Die Zeit bricht Rosen; sagt man wohl im Sprüchworte: letzthin sollte mir diese Ehre nicht werden, ob ich gleich darum bat und nun hab ich das Vergnügen ungebeten Sie hier zu sehen.

Van der Bloom war noch vorsichtig genug, so sehr ihm der Ton in dem der Geistliche diese Anrede an ihn hielt verdroß, immer zu schweigen und jenen nur reden zu lassen; eine Vorsichtigkeit die er nicht würde gehabt haben, wenn

er sich nicht an die Disputation mit dem Vorgänger unsers Eifferers erinnert hätte, die machte daß er vor den Schwarzröcken ein bisgen Furcht bekommen hatte, und sich nicht gleich so auf den ersten Augenblick einließ. Der Geistliche fuhr daher fort in seinem spöttelnden Tone

Was ist denn die Ursache der ich die Ehre ihres Besuchs zu danken habe?

Dis setzte ihn doch einigermassen in Wärme, er sagte also mit einem etwas anmaßenden Tone:

van der Bloom. Ich verheirathe mich mit der Obristleutnantin von Breugel, und da wolt ich bitten daß Sie Verordnung gäben, oder auch wenn sie sich selbst damit bemühen wollen, zu einer priesterlichen Einsegnung Anstalt machten.

Geistliche. (wie oben) Daß ist mir ja doppelt angenehm, daß ich noch dazu bey so einer erfreulichen Gelegenheit diese Ehre habe. Doch vor allen Dingen, ehe ich noch Ihnen meinen priesterlichen Segenswunsch abstatte: wollen wir die Präliminärfragen berichtigen: Hat die Frau Obristleutnantin noch Eltern am Leben?

van der Bloom. Wie so? warum?

Geistliche. Weil deren Consens vor allen Dingen erfodert wird, ehe wir zum Aufgeboth, viel weniger zur Trauung schreiten können.

van der Bloom. Ew. Hochehrwürden, stehet das in der Bibel? Da stehet so viel ich mich besinne, daß ein Kind Vater und Mutter verlassen wird, um an seinem Gatten zu hangen.

Geistliche. Sehr schön! Aber dis ist nach unsrer Kirchenordnung, und Sie werden mit dieser Stelle nicht gute weltliche Ordnung und bürgerliche Gesetze umstossen.

van der Bloom. Ja aber ich weis es nicht. Kan also wegen deren Consens nichts sagen:

Geistliche. Nun so können wir vor der Hand, bis sie diesen beygebracht, weiter nichts thun.

Van der Bloom war ärgerlich, daß er fühlte daß sein Gegner im Grunde recht hatte, und daß er also wirklich unverrichteter Sache würde abziehn müssen. Dis bracht ihn aus der Hofnung in der er bisher gewesen war, und machte seine Sache um vieles schlimmer.

van der Bloom. Ich bitte um Verzeihung; ich habe Sie blos wegen der priesterlichen Einsegnung ersucht; und was hat ein Diener des göttlichen Worts mit solchen weltlichen Sachen zu schaffen?

Geistliche. Und was Herr van der Bloom haben Sie nach unsern kirchlichen Einrichtungen zu fragen.

Beyder Stimmen waren während diesen zwo Fragen um ein beträchtliches nachdrücklicher geworden. Van der Bloom dessen Stärke ohnedis nicht Gegenwart des Geistes war, fand nicht gleich eine Antwort, jener fuhr also etwas im Kanzelton fort:

Aber ich weis wohl wes Geistes Kind Sie sind. Aber bedenken Sie, was unser Herr und Meister gesagt hat. Wehe dem Menschen der Aergerniß gebe — es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäuft würde im Meer da es am tiefsten ist. Und ich weis wohl, welche Aergernisse in meiner Gemeinde vorgehen? ich weis wohl wie Gotteswort verdrehet und verachtet, und eine neue Lehre gelehrt wird, die nicht gut ist.

van der Bloom. Wissen sie aber auch was eben dieser Herr und Meister von den Pharisäern und Schriftgelehrten sagt? von ihren Menschensatzungen? von ihrem Eigennutze? von ihrem Stolze? — vielleicht lies sich von dieser Stelle eben so gute Anwendung hier machen als von jener. Oder glauben Sie etwa, daß es keine solche Schriftgelehrten und Pharisäer mehr gebe? die damaligen wußten auch Gottes Wort, aber sie thaten nicht darnach, sondern hatten nur ihre Frömmigkeit in ihren Denkzeddeln, und

in ihrem Aeusserlichen, darum nennt sie Christus Heuchler: wie würde er wohl jetzo sagen?

So wurden die Ausdrücke, so biblisch sie waren immer unchristlicher und heftiger, und die Stimmen von beyden Seiten immer höher und nachdrücklicher, bis endlich van der Bloom sich im vollen heftigsten Wortwechsel zurückzog und der Geistliche, blos um sich noch mehrerer Galle auf ihn zu entledigen, ihn bis an die Hausthüre begleitete. Weil sie nun da immer noch nicht fertig waren, sondern sich noch viel starkes und bitteres zu sagen hatten, so zog dis eine Menge Zuschauer oder Zuhörer vom gemeinen Volke, und sonderlich von Gassen Jungen zusammen.

So wenig dieser Geistliche wie oben gedacht, wegen einer Menge ungeistlicher Eigenschaften, bei Leuten von einer gewissen Aufklärung auch bei Leuten von Stande und im Ganzen geschätzt war, so sehr war er doch der Abgott von einer gewissen Classe Menschen, weil er sehr nach ihrem Geschmack predigte, dis heist: daß er auf die Vornehmen und Reichen schmähte, und ihre Schwelgerey und Aufwand verdammte — weil sie ihn wegen seiner Pedanterie und geistlichen Stolz nicht zu ihren Schmaussereien nahmen, und überhaupt seine verstorbene Collegen

immer vorzogen; das Almosengeben sehr empfahl; auch selbst welches mit ansehnlichem Gepränge an die grossen Bettler austheilen lies, und kurz alles that was ihm den vollen Beyfall der Art Leute bringen konte, die sich hier um ihn versammelten, und weil sie hörten daß van der Bloom so heftig sprach, auch wirkliche Ausdrücke mit vorkamen die nicht zu entschuldigen waren, überhaupt auch durch die obgedachten privat Erläuterungen seiner Predigten bekante, daß dis der Verächter und Verbrecher des göttlichen Worts sey, und der Volksverführer gegen die er so eiferte, fieng das ganze versammlete Volk an zu lästern.

Van der Bloom war viel zu sehr erhitzt, als daß er dieses bemerkt hätte, indessen war er zum Glück ohne dis gerade fertig und schloß also, nicht ohne den Dialog mit etlichen Bemerkungen zu versiegeln, die ihm wenigstens kein Recht übrig liessen, sich bey seinem Gegner über Bitterkeit oder Intoleranz zu beklagen und damit ging er fort.

Erstlich da er aus der Hitze des Gefechts war, bemerkte er die Menge ihn begleitenden Volks und die Ehrentitel die ihm zugerufen wurden. Van der Bloom war so ins Feuer gekommen, daß er die Unvorsichtigkeit hatte, sogar darauf

zu antworten, allein beynahe wär ihm dis sehr übel bekommen. Denn so geschwind er gesucht hatte durch die anderthalb Gassen, die er nach seinem Hause zu gehen hatte, hindurch zu kommen, so fingen doch die ihn umringenden Jungens nicht ohne Aufmunterung der erwachsenen Leute an, sich ihrer gewöhnlichen Waffen, davon ihnen die Policey nach zween Regentagen ganze Zeughäuser in dieser Gasse aufgesammlet hatte zu bedienen.

Van der Bloom entkam noch ohne vielmal getroffen zu seyn in sein Haus; aber in wenig Minuten war das ganze Haus so mit Mouches couleur de boue de Paris überdeckt, daß es neu muste abgeputzt werden, und die wachsame Policey des Orts alle Mühe hatte, nur wieder den Pöbel zu entfernen und zu zerstreuen; so sehr war er erbittert.

* * *

Julie hatte indessen noch verschiedene Versuche gemacht, ihren Endzweck zu erreichen und die Verbindung mit van der Bloom zu beschleunigen, aber vergebens, alle Triebfedern und alle die geheimen Kunstwerke, die sie hatte wirken lassen, waren ohne Effekt gewesen. Indessen

war darüber ein Tag nach dem andern vergangen, und sie war nunmehr ganz aufs Aeusserste gebracht, sie suchte also noch einen Generalsturm zu wagen, und glückte dieser nicht so — doch ich will dem Gange der Geschichte nicht vorgreifen.

Henriette hatte bey ihrer Schwester seit einiger Zeit her eine Unruhe und Aengstlichkeit zuweilen selbst eine Wildheit bemerkt, die ihr sonst nicht eigen war, und die zwar mit der bey ihr sonst gewöhnlichen Lustigkeit, und mit dem leichtsinnigen Ton abwechselte, der aber auch selbst noch höher gespannt war als gewöhnlich. Endlich eines Morgens da ihr Ansehn fürchterlich wild war, konte sie sich nicht enthalten sie darauf anzureden.

Aber um Gotteswillen sage mir Schwester was hast du? wie siehst du aus!

Julie sah sie starr an und schwieg.

Henriett. Sage nur was giebt es denn? was hast du vor?

Julie. (Ernst und Wild.) Ich will mich einschiffen lassen.

Henriette. (Mehr überrascht von ihrem Einfall als mit Bedacht.) Aufs Narrenschiff? Sie suchte durch den sanften erschrockenen Ton wieder gut

zu machen, daß sie ein Witz überrascht hatte in einer Sache, die ihr sehr ernsthaft war.

Julie. (wie oben.) Ja ich weis nicht wo das liegt, davon hat nichts in den Zeitungen gestanden. Aber ich schiffe mich auf die Jamaika Flotte, um mit vollen Segeln nach der Hölle zu fahren.

Henriette. (Mit einem Tone des Mißfallens.) Schwester! wie kanst du nun solches dummes Zeug reden!

Julie. Ach schweig du darüber stille? Dummes Zeug reden geht wohl noch an, aber dummes Zeug thun? — Ist der Vater drüben?

Sie ging in dem sie dis sagte ohne Henriettens Bejauung abzuwarten, die beynahe böse geworden wäre, weil sie glaubte dis sollte ein Vorwurf für sie seyn, den sie bloß darum beleidigend fand, weil ihr zärtliches Gewissen ihre Leidenschaft für Hochheim stark der Torheit beschuldigte.

Pol erschrack über die Mine mit der Julie zu ihm ins Zimmer trat. Wie siehst du aus Mädchen?

Julie. Wie ein Kind das einen unerbittlichen Vater hat.

Pol. Ich ein unerbittlicher Vater? Ich? worinn?

Julie. Hab ich Sie nicht so lange gebeten, Sie solten mir meinen van der Blom geben und Sie thun es nicht:

So wild und so kühn sie war, so stockte sie doch bey den Worten meinen van der Bloom. aber Pol war viel zu erstaunt um so etwas zu bemerken.

Pol. Sollst du ihn denn nicht haben Mädchen? Bist du manntoll?

Julie. (Wild da sitzend.) Nein — — doch ja! und wie lange lassen Sie ein manntolles Mädchen warten?

Pol konte sich nicht vom Erstaunen erholen; doch fing sein politischer Geist an durchzudringen und zu bemerken, daß da etwas dahinter seyn müßte, welches er nach seiner Einsicht am besten herausbringen würde, wenn er sich unerbittlich stellte, so wenig er nunmehro willens hatte, da das so aussah, die Sache eine Stunde zu verzögern, welches er vom Anfange nicht würde gethan haben, wenn van der Bloom selbst mehr in ihn gedrungen wär. (entschlossen) bis sie wieder genesen ist, denn mein Schwiegersohn soll keine kranke Frau bekommen.

Julie. (Indem sie ungestim vom Stuhl aufstehet) Eher nicht?

Pol. (Fest) Nein!

Julie. Nun so wird sie bald genesen! Sie wird ein bischen eine starke Kur brauchen, aber die hilft gewis — Kurirt zweye zugleich.

Pol. Desto besser, viel Glücks!

Julie. (mit fürchterlicher Stimm.) Also ganz unerbittlich?

Pol. Ja gegen Eigensinn! (mit der Mine daß sie gehen könte.) dis ist mein Entschluß.

Julie. Nun so scheiden wir auf immer, auf immer im weitesten Umfange des Worts! denn nun ist mir nichts übrig als die Verzweiflung, da Sie den einzigen Ausweg mir abschneiden, um der Schande zu entgehen, Ausschweifungen begangen zu haben.

Pol. So hätte van der Bloom. . . .

Julie. Nichts von van der Bloom! der Thor, er sollte meine Schande bedecken, aber sie vollens nicht, gut, so soll sie mich erwürgen; (mit grossem Nachdruck) mit einem fürchterlichen Tode! —

Pol der nun endlich die ganze Sache erst inne ward, war ausser sich, zumal da er den Herrn Kosmopoliten überhaupt nicht vertragen konte.

Du verführt von einem so niederträchtigen Kerl? von einem Landstreicher, von einem unverschämten Bettler? — von dem meine Tochter ver-

führt? von dem? und nun so entehrt woltest du noch einen rechtschafnen Menschen betrügen? einen ehrlichen Mann anführen? Du? — geh mir aus den Augen schändliches Geschöpf!

Julie. Will ich nicht? werd ich nicht?

Pol der diese ganze Zeit über die Stube auf und abgegangen war, stand in diesem Augenblicke dicht neben ihr. Julie öfnete die Thür und zu seinem Unglück stand in dem Augenblicke der Kosmopolit davor, der eben gekommen war, und den dis laute Geschrey im Vorsaal aufmerksam gemacht hatte. Pol war bey weiten zu sehr außer sich, als daß er ihn gesehn hätte, wenn nicht Julie die in dem Augenblick wütend war, selbst ihm zugerufen hätte:

Hier wenn Sie ihn sehen wollen? — Sie setzte etwas schändliches hinzu.

Hier bekam Pols Wuth, die zuvor nicht wuste wo sie Luft und Ausbruch finden sollte, eine bestimmte Richtung.

Und du wagst es noch Unmensch in ein Haus zu kommen, das du so geschändet hast? — geh Ungeheuer; und laß dich innerhalb dieser Schwellen nicht mehr sehen, geh und ....

So deklamirte der ehrliche Pol noch lange fort ohne zu bemerken, daß er blos den fünf Thüren predigte die von dem Saal in die ver-

schiedenen Zimmern giengen, und von welchen allen die nach der Treppe allein, ihm einigen Beyfall knarrte.

Denn wenn der Leser glaubt, daß der Kosmopolit durch diesen Auftritt so sehr in Verlegenheit gesetzt worden, so ist er in einem gewaltigen Irthum; und verkent den philosophischen Geist des Mannes mit dem ich ihn so lange bekant zu machen gesucht, durchaus; denn der hat sich nach seinen praktischen Einsichten in der Welt, nicht nur schon im voraus so einen Auftritt hier vermuthet, sondern es war auch noch dazu gar nicht der erste der Art, der ihm vorkam, deswegen er sogleich seine Parthie sehr gut zu machen wuste, ohne ein Wort zu sagen, beym ersten Anblick sich umwendete, und so geschwind als möglich davon ging, ohne daß er dadurch im geringsten beunruhigt worden wäre, weil er sich sehr wohl erinnerte nach vielen ähnlichen Vorfällen immer wieder herrliche Tage durchlebt zu haben.

* *
*

Wenn man weis welchen Eifer gewöhnlich die Bekenner einer Religion haben, die sich unter dem Druck befindet, und welche Standhaf-

tigkeit jederzeit die Verfolgungen nach sich gezogen oder vielmehr erzeuget haben, so wird man glauben daß diese Geschichten Gottfried van der Blooms Glauben nicht änderten, sondern daß sie vielmehr seinen Priesterhaß und sein Intoleranzgeschrey über die Orthodoxen vermehrten, und ihn nur um so viel eifriger auf seinen Steinbarth und noch mehr als auf alles andere, auf die Briefe über die Bibel im Volkston, zurück führten, welche letztern so eben erst in seine Hände gekommen waren, und von welchen die Popularität den Vorstellungs Arten ihn erstaunlich freute, indem er z. B. die Idee eben so neu als wahrscheinlich fand, daß Christus, wie ein herumziehender Arzt gewisse Rezepte und Arkana gehabt, ohngefähr wie das Ailhaudsche Pulver, oder die Amelungschen Pillen, oder die Art, damit er von Ort zu Ort gegangen und da Reden an die Leute gehalten, wie diese Leute zu thun pflegen; dabey ihm nur das anstößig schien, daß er nach seiner Menschenfreundschaft diese Arkana nicht bekant gemacht, demohngeachtet er die Leute umsonst kurirt wie es schien, und nichts von ihnen genommen als Herberge, und etwa Unterhalt auf die Zeit seines Aufenthalts, so hätt er es doch noch edler gefunden, dergleichen Arkana gemeinnützig zu machen. So

wie er überdis fand daß es da keine Kunst gewesen sey, und etwas sehr natürliches, so weise zu seyn, da er die besten Sätze und weisesten Sprüche, die wir von ihm hätten, auswendig gelernt, und nicht etwa selbst ausspekulirt, wie bisher die meisten so irrig geglaubt, sondern von griechischen und ägyptischen Juden gehört.

Alle diese Ideen hatten nun seinen unbegrenzten Beyfall, und er konte von Bogen zu Bogen kaum die Freude erwarten, sie sogleich seinen Proselyten mitzutheilen, unter denen nach jetziger Lage der Angelegenheiten freylich Madam von Breugel den Rang hatte.

Leo hingegen war mit Hintansetzung des Bonnet und Platner, Eberhard und Mendelsohn einzig beschäftigt, Plans zu seiner andern Einrichtung zu machen, und weil sein Vater Fischersdorf verkauft hatte, eine kleine Reise zu thun, um sich ein Landguth zu besehen, welches er kaufen und mit seiner Julie beziehen wollte. Er war eben über diese Reiseanstalten, als sein Bedienter mit einer sehr übelverstanden Freude zu ihm ins Zimmer kam und sagte:

Gnädiger Herr! unser Spatziergänger ist fort?

Leo van der Bloom. Welcher Spatziergänger?

Bedienter. Wir hießen ihn immer den Spaziergänger im Hause, weil er alles zu Fuße reiset, und weil er nichts umgeht, wie es scheint.

van der Bloom. (lustig) Der Landläufer fort? — warum denn? wenn denn?

Der Bedienter. Warum? Ja das weis ich so ganz eigen nicht, aber wie mir der Bediente da drüben sagte, so mags etwas mit Ihrem Herrn Schwiegerpapa gesetzt haben, ich weis aber nicht worüber, und der mag ihn die Treppe herunter geworfen haben.

Leo'n war diese Geschichte gar nicht so lustig als dem Bedienten, weil ihn der Umstand sehr argwöhnisch machte, daß es etwas in dem Hause seines Schwiegervaters gegeben, welches ihm doch Anlaß zu verschiedenen Vermuthungen gab, was dieses Etwas gewesen, die alle für ihn nicht sonderlich erfreulich waren.

Bey seinem ohnehin großen Hange zur Hypochondrie, gehörte weniger als dis dazu, um ihn in eine sehr üble Stimmung zu bringen. Er bestellte seine Reise ab, und hätte seine Heyrath abbestellt, wenn es eben so leicht hätte geschehen können — und doch gefiels ihm keinen Augenblick, so weit geht der Eigensinn des Hypochon-

ders, als er erfuhr, daß es schon geschehen, doch jetzo waren wir noch nicht so weit.

Wenn mir misvergnügt mit uns und mit der ganzen Welt sind, so glauben wir, daß es an dem Orte und an den Verhältnissen liege, oder vielmehr wir glauben, wir sind es blos mit dem Orte und mit den Verhältnissen, und wir suchen also diese zu verändern. Dis war auch der Fall bey Leo. Kaum hatte er die Reise nach dem Guthe abgestellt, als ihm wieder einfiel, daß dis gerade das nächste Mittel sey, seine lokale und moralische Lage zu verändern, er widerrief also diese Ordre und schickte sich zu seiner Reise an.

Ein Liebhaber und ein Bräutigam dazu kann ohnmöglich verreisen, er muß nothwendig erst von jemand Abschied nehmen. Leo van der Bloom gieng, diese Pflicht zu erfüllen; aber mit welchem Erstaunen sah er die Verstörung, die auf allen Gesichtern in Pols Hause herschte. Ein Anblick, der zusammengenommen mit den obigen Nachrichten von den Kosmopoliten nicht sehr geschickt war, ihm Erwartung von Freuden Posten zu geben. Er war Henrietten auf dem Saale und ihren Vater auf der Treppe begegnet, aber beyde hatten sich mit solcher Verlegenheit und ängstlicher Mine von ihm losgerissen, daß er nicht erwarten konnte, nach Juliens Zimmer zu kommen.

Pol hatte wegen ihrer verzweifelten Drohungen ihrem Mädchen sehr streng befohlen, sie nicht aus den Augen zu lassen. Diese war also mit ihr in der Stube. Julie, die sich jezt diesen Besuch nicht versehen hatte, weil er gewöhnlich erst nach Mittage zu kommen pflegte, lag noch mit ihrer wilden Mine und zerrissenen Haaren da auf dem Sopha. Man denke sich diese lange sonst wohlgebaute Figur in einem leichten seidenen Nachtkleide, welches von dem Umrisse der natürlichen Gestalt viele Spuren ließ, und die selbst diese kleine Veränderung in der Folge nicht weniger als entstellte, so wie hingegen das Rabenschwarze Haar auf der sehr weißen Haut ihres Gesichts, und auf dem noch weißern ziemlich weit offenen Busen, über den es herab hieng, eine Würkung that, die einem, den sie noch nie geliebt hatte, leicht den Kopf ein wenig verrücken konnte.

Sie war noch zu wild, als daß sie hätte erschrecken, und zu sehr überrascht, als daß sie hätte die Rolle spielen können, die sie, darauf vorbereitet, würde gespielt haben.

Leo van der Bloom (ängstlich erstaunt) Julie, was ists? was machst Du? —

Julie sah starr vor sich hin und schwieg.

Leo. (mit überraschter Zärtlichkeit) Mädchen! bist Du nicht mein?

Julie. (wild) Nein, weder Dein noch eines andern! selbst mein nicht — dem Elende gehör ich, der Verachtung, der Schande, der Verzweiflung — dem fürchterlichsten Tode!

Leo. (furchtsam) Julie, darf ich das Geheimnis wissen?

Julie. (fürchterlich lachend) Ha ha! das Geheimnis! es wird es alle Welt wissen! — man wird eine Mordgeschichte daraus machen, mit einem erbaulichen Liede hinten dran, und wird es forn auf dem Markte absingen!

Leo van der Bloom war in einem gewaltigen Wirbel von Leidenschaften, von der einen Seite weckte ihre Figur alle die Liebe in ihm, die er jemals für sie gefühlt hatte, von der andern Seite, war es doch mehr als Argwohn, daß etwas mußte vorgefallen seyn, was sich mit dieser seiner Leidenschaft nicht vertrug; endlich vermocht es doch die Liebe über den Verdacht, und er gieng auf sie zu, sie zu umarmen.

Julie. (indem sie ihn von sich wegstößt) Ich habe Dir gesagt, daß ich nicht Dein bin. Gehe und schone Dich und mich.

Leo. Undankbares Geschöpf!

Julie. Nur undankbar? — ha es wird noch mehr kommen! o es werden noch ganz andre Ti-

tel kommen! glaube mir das und gehe! (sie zeigt nach der Stubenthür)

Leo stand, stillschweigend, verglich alle Umstände, alle Data, und sahe wohl größtentheils ein, was vorgegangen war, und mit einem Blick übersah er nunmehr alle die Auftritte, die er schon wegen des Kosmopoliten mit ihr gehabt, und die Rollen die sie dabey gespielt hatte; dis machte, daß Zorn alle andere Leidenschaften verdrängte, und er wüthend ausbrach:

So hast Du mich also getäuscht? verrathen? gemißhandelt? Ungeheuer, wie gewiß noch keines die Erde trug! — Satan in Engels Gestalt — hm! mehr als Satan — mehr als Engel — entsetzlicher Anblick! — so eine Gestalt ein Ungeheuer — —

Er gieng mit diesen Worten wüthend zur Thüre heraus fort und nach Hause, wo er seinen Vater auch in keiner kleinen Bewegung antraf.

Denn dieser, im vollen Eifer seine Streitigkeiten und eben in neuen Entwürfen sein Recht gegen die Geistlichkeit, sonderlich für jezt, wegen seiner Verheyrathung durchzusetzen, erhielt Briefe, daß die beyden Häuser, denen er fast sein ganzes Vermögen anvertraut hatte, aufhörten zu zahlen, und daß ihm also von 200000 holländischen Gulden nunmehr kaum noch 10000 Thaler

übrig blieben, welches alles nach Begebenheiten wie sie Leo van der Bloom so eben schon erfahren hatte, für jemand von seinem Charakter gerade alles war, was die menschliche Natur zu tragen vermochte.

* * *

Henriette. (die fortfährt an einem Briefe zu schreiben.)

Nun denke Dir nach alle dem meine Lage! in meiner Hand war es wenigstens meinem Vater noch eine Freude zu machen, wenn ich nämlich Bramsten meine Hand gegeben hätte, aber so opfere ich diese einzige Freude die ich geben, diesen Wunsch, den ich befriedigen konnte, den opfre ich meinen thörichten Hofnungen, meinen unsinnigen Leidenschaften auf! — lasse diese herrliche Gelegenheit unwiederbringlich vorbeygehen, wo ich etwas für ihn thun konnte, und das zu einer Zeit, da es doch gewiß für mich eben so tröstend gewesen wäre, als für ihn, wenn ich mir bewust wäre, meine kindliche Pflicht bis dahin erfüllt, und wäre es möglich, ihn für die unglücklichste Schwester mit schadlos gehalten zu haben; und das alles für was? für wen? ich will ihm keine Vorwürfe machen, — hat vielleicht das alles

ganz anders genommen, ganz anders verstanden als ich, und dann ist immer der Fehler auf meiner Seite gewesen: aber welches Opfer ich ihm brachte, und in welcher unerträglichen Lage von Ungewisheit er mich noch immer hält, wie mich das alles zusammen martert, dis beschreib ich Dir nicht.

Ich will gar nicht läugnen, daß ich ohngeachtet des Wunsches, Bramsten die Hand gegeben zu haben, dennoch es nicht über mich erhalten kann, was ich demohngeachtet nur bey keiner Thorheit gern lassen mag. Reue darüber zu empfinden, so wenig als ich mir bey dem Wunsche diesen Schritt gethan zu haben, den Verwurf mache, Bramsten zum Nothhelfer zu machen, weil ich ihn nicht genommen hätte, um irgend einen Mann zu haben, sondern um den zu nehmen, der meinem Vater Freude machte. Doch genung von dieser ganzen Angelegenheit, damit ich Dich länger gequält habe als ich solte, und als ich Dich gequält haben würde, wenn Du nicht die Einzige wärst, der ich darüber mein Herz ausschütten kann, denn außer mir und meinem Vater weis keine Seele davon. Dis ist mir noch eine Beruhigung. Auch hof ich doch, daß selbst dis überstanden werden wird, wenigstens rechne ich darauf, daß ich meinen Vater bereden will, daß

er, um meine Schwester dem Gerede der Leute zu entziehen, sich einen andern Aufenthalt wählen soll, und dis wird mich wenigstens in den Stand setzen, vielleicht einen Theil meiner Ruhe wieder zu erlangen, welches freylich hier, wo ich ihn täglich sehen konnte, nicht möglich seyn würde; aber freylich ist nunmehr der gröste Theil meines Glücks für dieses Leben dahin....

* * *

Sonderbar genug ist es, daß die gescheitesten Leute oft auf die Ideen, die noch so nahe vor der Nase liegen, nicht eher kommen, als bis sie beynahe darüber hinwegstolpern; da sie hingegen tausend feine und scharfsinnige Anmerkungen über andere machen, die doch wer weis wie weit von ihnen sind. Dis findet nun noch mehr bey denen statt, die den Tubus der Weisheit nicht vom Auge bringen, denn diese können sicher die Fliege nicht erkennen, die sie auf die Nase sticht; wenn sie gleich auf eine Meile weit erkennen wie viel es geschlagen hat. Allein hier gieng es einmal unserm Hochheim nicht besser, ob der gleich sonst nicht so sehr in dem Falle war, wil er nur seine Stunden hatte, wo er sich dieses Tubus bediente.

Er saß eben da, und philosophirte über seine Lage, und sein Verhältnis gegen Henrietten drükte schwer auf seinem Herzen, denn so gerne er sich beredet hätte, daß es ihr weniger Unannehmlichkeit machte, in der Lage mit ihm zu seyn, in der sie jezt sey, als wenn er ihr alles entdeckte, und sich ihr erklärte; so war doch seine Menschenkenntniß und sein gesunder Menschenverstand damit durchaus nicht zufrieden.

Und was ist also der ganze Gewinn (fieng er endlich zu sich selbst an) und was ist also der ganze Gewinn von dieser künstlichen Rolle? dieser raffinirten Feinheiten, mit welcher ich mich zwischen Wahrheit und Falschheit durchschleichen will? — entweder ich bin ihr gleichgültig oder ich bin es ihr nicht; bin ich ihr gleichgültig, nun wohl, so bin ich darum nur noch unglücklicher, wenn ich noch länger eine Hofnung nähre, die am Ende getäuscht wird, bin ich ihr nicht gleichgültig, so muß mein unbestimmtes Wesen sie unaussprechlich schmerzen, und ich vielleicht in ihren Augen verlieren. Auch hab ich mich ja sonst deutlich erklärt, daß sie mir nicht gleichgültig war, und selbst sie schien dis nicht undeutlich zu erwidern, muß ich also nicht in ihren Augen entweder der niederträchtigste, oder welches beynahe eben so

elend ist, der unbesonnenste, unzuverläßigste, ein Mensch ohne allen Charakter seyn?

Die letzte Idee ergrif ihn vollends gewaltig, denn das betraf doch sein Steckenpferd, Zuverläßigkeit und Charakter. Noch kam der Umstand hinzu, daß ihm einfiel, sie könne sich wohl gar einbilden, er sey unverständig genung und urtheile, wie viele Leute, denn die Geschichte war indessen durch die ganze Stadt ausgekommen, um des Fehltrits ihrer Schwester willen, geringer von ihr. Diese Vorstellungen zusammen machten, daß er kaum eine schickliche Stunde erwarten konte, um sich gegen sie zu entdecken und sein Schicksal zu erwarten. Er war eben im Begrif zur Thür hinauszugehn, als ihm der Briefträger einen Brief von seinem Onkel brachte: So sehr ihn nun sonst der intereßirt, so war er doch jetzo so ganz voll von der einen Idee, Henrietten sein ganzes Herz zu zeigen wie es war, daß er selbst diesen Brief unerösnet in die Tasche steckte, und die Treppe herunter gieng, bis ihm am Fuße derselben noch einfiel, ihn wenigstens zu durchlaufen.

Und so eben fand er, daß nunmehr auch alle seine so gründlichen Betrachtungen zusamt ihrer Resultate vergebens waren, das ist, daß auch ohne sie geschehen seyn würde, was jetzo durch sie geschehen sollte. Der Fall war nemlich der, daß

gerade das Mädchen, das sein Onkel für ihn bestimmt hatte, den Unfall erfuhr, den Julien begegnet war, und daß er nunmehro, weil er fand, daß er in seiner Wahl so unglücklich sey, ihm seine Einwilligung zu jeden seiner Entschlüsse zusagte.

Dis gab Hochheims Vorsaz gar ein anderes Gewicht. Er eilte also mit seinem Briefe zu Henrietten und ihrem Vater, der sich unendlich freuete, und dem in demselben Augenblick die Eroberung von Gibraltar nicht so lieb gewesen wäre; obgleich diese, seiner häuslichen Unannehmlichkeiten ohngeachtet, ihn so intereßirt, daß er beynahe den Entschluß der berühmten Isabelle ergriffen hätte, deren Heldenmuth nachher so durch ihre Hände verewigt worden, so wie manches Genie unsrer Zeit sich blos durch seine Schale dazu angekündigt und berühmt gemacht hat,

* * *

Billig hätt ich mich sollen dem Leser früher als den Mann ankündigen, der noch nie im Stande gewesen den lezten Auftritt eines Schauspiels abzuwarten, oder die lezten Blätter in einem Roman zu lesen, solte es auch noch so schön darinnen beschrieben seyn, wie Braut und Bräuti-

gam in zierlichen Phaetons in die Kirche gefahren oder die Hochzeit gefeyert hätten, damit er sich nicht wundre, warum ich ihn gegen das Ende so kurz abspeise — ob dis gleich mehr allgemein herkommens als rühmlich ist, daß man den Appetit anderer Leute nach den seinigen mißt.

Kurz also. Van der Bloom, der wegen seinem Einmischen in solche Dinge, die er nicht verstand, und wegen seiner Thorschreibergelehrsamkeit bey dem aufgeklärtern Theile der Einwohner der Stadt lächerlich, und bey dem Pöbel durch den obgedachten Eiferer verhaßt und verabscheut war, dem diese den Verlust seines Vermögens als eine gerechte Strafe für seinen Unglauben, jene als den Verlust seines noch einzigen Verdienstes vermehrten. Gottfried van der Bloom gieng nunmehro mit seinem Sohne zu Rathe, was wohl zu thun sey. Dieser durch seine Unthätigkeit oder vielmehr Mangel an bestimmten Geschäften, war ohnedis schon gedachtermaßen in eine Hypochondrie verfallen, die ihm viel traurige Stunden verursachte; nun kam der Fall mit Julien dazu, dis machte ihm seinen Aufenthalt hier unerträglich. Weil er nun dabey wirklich bessere kaufmännische als philosophische Kentnisse hatte, auch die Interessen von ihren Kapitalen für ihr Leben nicht füglich hingereicht hätten, so be-

redete Leo, der doch auch ein unternehmender Kopf war, seinen Vater, daß sie mit dem Ueberrest des Vermögens sich nach Hamburg wendeten, wohin er sonst viel Bekantschaft unter den Kaufleuten hatte, und eine Handlung anfiengen, dabey nachher Leo mit seiner Thätigkeit und vielen Geschäften seine Hypochondrie gegen schönes Geld versetzte, und bey seinen Handlungsbüchern die Gelehrsamkeit mit ihren Krankheiten vergaß, so wie sein Vater, nicht ohne Zuthun des Sohnes so viel Briefe schreiben, und sich so um den Wechselcurs bekümmern mußte, daß er darüber seine apostolischen Kreuzzüge vergessen, und sich mehr um Londner und Amsterdammer Briefe, als um Steinbarth und um den Ketzeralimanach bekümmern konte. Und so erstarb wieder dieser Reformationsgeist, den der Müßiggang bey der Wärme von 200000 holländischen Gulden ausgebreitet hatte, und mit ihm hatte das ganze Gottfried van der Bloom anvertraute Erzbisthum ein Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bloom, Gottfried von der [Dargestellte Person] [Sonstige] / Bloom, Gottfried <<von der>> / Geyser, Christian Gottlieb,

Gottfried van der Bloom ein Beytrag zur Geschichte des Reformations-Geistes in unsern Tagen

Leipzig 1782

P.o.germ. 1492 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121687-9
VD18 15323412